Das Berner Oberland im Lichte der deutschen Dichtung

ausgewählt
und eingeleitet
von
OTTO ZÜRCHER



Leipzig
H. Haessel · Verlag

Die Schweiz

im deutschen

Geistesleben

Die Schweiz im deutschen Geistesleben

Die Schweiz
im deutschen Geistesleben

Eine Sammlung von Darstellungen
und Texten, herausgegeben von
Harry Maync (Bern)



Achtzehntes Bändchen

Das Berner Oberland im Lichte der deutschen Dichtung

Ausgewählt und eingeleitet
von
Otto Zürcher



H. HAESSEL VERLAG
LEIPZIG 1923



Druck von G. Kreysing, Leipzig

Hinaufgeschaut! Der Berge Gipfelriesen
Verkünden schon die feierlichste Stunde.

Faust II. Teil.

Im Jahre 1797 kehrte der dänische Dichter J. J. Baggesen mit zwei verwaisten Knaben, die ihm seine liebe „Alpina", die Bernerin Sophie von Haller geschenkt hatte, wieder nach Bern zurück. Als er nach mühseliger Reise von Fraubrunnen aus die weiße Bergkette erblickte, schrieb er in sein Tagebuch: „Es ist das siebentemal, daß ich mich dem Himmel nähere, wo Reinheit, Stille und Höhe thront, — meine Bewunderung ist siebenmal größer als das erstemal."

Wie viele haben nicht vor und nach diesem Dänen, der in der Schweiz seine zweite Heimat gefunden hatte, mit ebenso begeisterten Worten die stolzen Zinnen gegrüßt! Aus frischen Knabenkehlen erschallt heute das Lied des Gletscherpfarrers Straßer „In Grindelwald, den Gletschren bi", oder das populär gewordene „d's Oberland, ja d's Oberland"; und diese einfachen Lieder sind der rührende Ausdruck dessen, was zu allen Zeiten Dichter und Bergfreunde beim Anblick der Schneeberge empfunden haben. Wenn vom Mittelland aus hinter grünen Hügeln und hinter den Kulissen

ernster dunkler Wälder die silberglänzende Jungfrau auftaucht, so wird auch heute jeder fühlende Mensch eine Offenbarung erleben. Durchwehte es die Bergwanderer früherer Tage stärker als uns?

Sie gelangten nicht so weit hinauf wie wir, oft nur an die „Altäre der weithinschattenden Dome", sie sprachen noch vor 120 Jahren mit Sehnsucht von „nie erflog'nen Gipfeln", und die Jungfrau saß „seit Ewigkeit verschleiert". Heute haben wir's herrlich weit gebracht! Mühelos trägt uns die Bahn zum Jungfraujoch empor; über dem Strahlenhaupt surren die Propeller und kühne Piloten schauen, die sichere Hand am Hebel, in ihr kühles, weißes Reich hinunter. Die Zahl der Alpenwanderer ist größer geworden, die alpine Literatur ist ins Ungemessene angewachsen. Durchgeht man die stattliche Reihe der Jahrbücher des Schweizerischen Alpen-Klubs, so ist ein erstaunlicher Aufschwung des Alpinismus seit den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts festzustellen. Doch nicht vom Alpinismus wollen wir sprechen, sondern vom Alpensinn — das Wort stammt von J. R. Wyß dem jüngeren — oder ganz einfach von der Liebe zu den Bergen. Eine Ehrenpflicht ist es, dankbar jener Männer zu gedenken, die in früheren Zeiten den Alpensinn geweckt haben, die neben botanischen und geologischen Studien in den Bergen physische Ertüchtigung und idealen Sinn geholt, im Donner der Lawinen und im frischen Bergwind sich zu edlem Pathos aufgeschwungen und die Gebirgswelt ästhetisch gewürdigt haben. Gefühlserlebnisse aus den Berner Alpen von Dichtern alter und neuer Zeit wollen wir wiedergeben; Raummangel

verbietet uns leider, Sage und Legende zu berücksichtigen und die reiche, schöne Dialektliteratur heranzuziehen.

Zu einer Zeit, da ein Bergsteigen oberhalb der Schneegrenze fast als sündhafte Versuchung, im besten Fall als Torheit galt — im früheren Mittelalter war es gar eine Buße — schrieb ein moderner Alter, der wackere Conrad Geßner aus Zürich (Epistel an Avienus „De admiratione montium“ 1541):

„Ich bin entschlossen, solange mir Gott das Leben erhält, jährlich einige oder doch wenigstens einen Berg zu besteigen, und zwar in der Jahreszeit, da die Pflanzenwelt in ihrer vollsten Kraft ist, teils um meine Kenntnis derselben zu erweitern, teils um meinen Körper zu stärken und meinem Geiste die edelste Erholung zu gestalten. Welches Vergnügen gewährt es doch dem Geiste, der Berge Riesenmassen bewundernd zu betrachten und das Haupt gleichsam in die Wolken zu erheben!“

Neben der Naturforschung waren also für den frischen Menschen doch schon die touristisch sportliche Leistung, das körperliche Wohlgefühl und die Erkenntnis der romantischen Schönheit wegleitend.

Fast zu gleicher Zeit folgten einige Berner, denen es Stockhorn und Niesen, die schönen Voralpengipfel angetan hatten. Im Jahre 1536 bestieg der Theologieprofessor Johannes Müller aus Bern (er nannte sich nach seinem Geburtsort Rellicon: Rhellicanus) mit einem befreundeten Pfarrherrn das Stockhorn. Er schilderte seine Bergreise in lateinischen Versen und nannte das 1537 in Basel gedruckte Gedicht „Stockhornias“. Es wird botanisiert; aber das Wesentliche ist die herzliche Freude an der Schönheit der Alpen: die Sitteneinfalt der Bewoh-

ner des Simmentals wird ähnlich wie später im 18. Jahrhundert gepriesen. Auf diese erste „regelrechte alpenklubistische Publikation" folgte gleich eine wissenschaftliche Beschreibung des Stockhorns durch Benedikt Marti, genannt Aretius.

Zu gedenken ist auch des ersten Topographen Thomas Schöpf, der im Jahre 1578 die erste Berner Landkarte herausgab, vor allem aber des Thuner Pfarrers Hans Rudolf Rebmann, genannt Ampelander, und seines originellen Werkes „Ein neuw lustig, ernsthafft poetisch Gastmal und Gespräch zweyer Bergen in der löblichen Eidgenoßschaft und im Berner Gebiet gelegen." (S. 37.) Das Gastmahl wurde 1605, 1606, 1620 aufgelegt und wies zuletzt 18 000 Verse auf. Das Werk ist in einem dialektisch interessanten Deutsch in gereimter Prosa geschrieben (Baechtold nennt es eine tollgewordene Enzyklopädie), oft erfüllt von geradezu barbarischem Ungeschmack. Der Verfasser geht von der Idee aus, daß der Niesen, als mächtiger Potentat, seine ganze Hofhaltung, vor allem aber seinen liebwerten Nachbarn, das Stockhorn, an einem schönen Sommertag zu Gaste bittet und für Unterhaltung reichlich gesorgt hat. Aus weinseligen Zungen erfolgt nämlich eine Beschreibung der Weltschöpfung, der Astronomie, Kosmographie, Physik, Meteorologie und Klimatologie. Das literarische Kuriosum ist übrigens eine wahre Fundgrube für Bergnamenforschung. So wird schon die Jungfrau mit ihrem richtigen Namen genannt:

Die Jungfrau hoch zu b'steigen schwer,
Wan nicht ein Horn der Münch dran wer.

Erwähnen wir hier nebenbei auch das „Zwiegespräch" des russischen Dichters Turgenieff (Gedichte in Prosa), in welchem die Jungfrau und das Finsteraarhorn, an denen die Jahrtausende wie Minuten vorüberziehen, Ewigkeitsworte sprechen.

In der nachfolgenden Zeit wurden zwar viele Karten gestochen, und Projekte über Weganlagen im Oberland mehrten sich. Doch trat, wie Dübi, einer der besten Kenner der alpinen Literatur, sagt, „eine gewisse Stumpfheit gegen die Reize der Gebirgswelt ein"; merkwürdig ist mindestens, daß in dem Werk von Joh. Rud. Gruner: Deliciae urbis Bernae, 1732, kein Wort von der großartigen Alpenaussicht steht.

Da erglänzt mit einem Male ein heller Stern: der große Albrecht Haller. (S. 38.) Wie auf anderen Gebieten der Geisteskultur hat er auch in der Erkenntnis des Alpensinns entscheidend und erneuernd gewirkt. Spricht nicht heute noch Spitteler von dem Reiz, den das große Lehrgedicht „Die Alpen" auf uns ausübt? Haller war der erste, der die großartige Szenerie des Hochgebirges mit dem Reichtum aller Kontraste erfaßt hat. Mag er auch manchmal in moralischen Reflexionen etwas breit geworden sein, die „Alpen" waren und bleiben das klassische Eingangsgedicht der modernen alpinen Literatur. Die spätere Rousseausche Naturschwärmerei hat dem Gedicht eine große Beliebtheit verschafft; aber schon die Zeitgenossen erkannten darin die Keime eines neuen Naturgefühls. Und wie hübsch ist in dem Hallerschen Lehrgedicht „Über den Ursprung des Übels" die Fernsicht vom Gurten aus geschildert!

Dort streckt das Wetterhorn den nie beflognen Gipfel
Durch einen dünnen Wolken-Kranz;
Bestrahlt mit rosenfarbnem Glanz,
Beschämt sein graues Haupt,
Das Schnee und Purpur schmücken,
Gemeiner Berge blauen Rücken.

Eine erste, glühende Würdigung der „Alpen" hat uns der Schwabe Gotthold Friedrich Stäudlin (1758—93) geschenkt, der Zeitgenosse Schillers, Freund und Förderer Hölderlins. Er hat das Oberland bereist und das Gedicht „Die Gletscher von Grindelwald" verfaßt. Besser als dieses langatmige, bombastische Poem sind seine drei Gesänge „Albrecht von Haller" (1780), worin er ihn feiert als Arzt, Dichter und Philosophen und sich glücklich schätzt, den bisher „unbesungenen" Haller preisen zu dürfen. Der Schluß lautet:

So glänzt mit ewig hellem Glanz die Ehre
Die, o Helvetien, dein Haller sich errang,
Bis zu den Wolken ragen seiner Taten Heere,
Den Alpen gleich, die er besang!
Und ihr, o meine deutschen Brüder,
Kommt, fallt mit mir an seinem Grabe nieder:
Ruf, Himmel, einen Haller wieder
Mit jeglichem Jahrhundert neu empor!

Wieder trat nach Hallers „Alpen" in der dichterischen Erfassung der Alpenwelt ein Stillstand ein; an wissenschaftlichen Versuchen fehlt es allerdings nicht. Wir erwähnen die zahlreichen Druckschriften des Dr. Wolfgang Christen, Georg Altmanns „Versuch" (1751),

Sprünglis „Beschreibung des Haßle Landes" (1760) und G. S. Gruners „Eisgebirge" (1760), die schon mit hübschen Stichen von Aberli, Koch und Grim geschmückt sind. Baggesen hat später das vielverbreitete Werk mit Gewinn studiert. Genannt seien auch Rud. Wyß, der in französischer Sprache über die Bergwelt schrieb, ferner die „Bergreise" der Henriette Stettler (1781). Die reifsten Arbeiten hat aber zweifellos der treffliche J. S. Wyttenbach geschrieben, „ein klassischer Vertreter des Berner Alpensinns", der wie Haller ein offenes Haus führte und viele berühmte Reisende in die geliebten Berge geleitete.

Dazu gesellten sich ausländische Schriftsteller: J. G. R. Andreaes „Briefe aus der Schweiz" (1763) führen uns in das Oberland; 1779 erschienen die „Sketches" des Engländers Coxe, 1781 die „Description des Alpes" von M. T. Bourrit und 1784 Meiners „Briefe über die Schweiz".

Viele Druckschriften, meist mit Stichen geziert, die damals entstanden, stehen deutlich im Zeichen des einsetzenden Fremdenverkehrs, der durch die Revolution eine Unterbrechung erlitt und zur Zeit Napoleons wieder einen Aufschwung erlebte. Die Fremden kamen auch und schrieben schöngefärbte Briefe nach Hause, weil sie nach Geßner und Haller glaubten ein glückliches Arkadien zu finden. Zschokke hat daher jene Zeit ganz fein und zutreffend charakterisiert, wenn er sagt: „Die Schweiz ist eine Dame, welche schon ein holdes Vorurteil für ihre Schönheit gewonnen hat".

Kein geringerer als Goethe leitet die Schweizerreisen ein, sein Name strahlt mit hellem Glanz im Gästebuch

des Berner Oberlandes. Dreimal ist er in der Schweiz gewesen, jedesmal ein völlig anderer. Das Berner Oberland sah ihn 1779 als Dreißigjährigen; eben Geheimrat geworden, reiste er mit Gefolge als gesetzter Begleiter und Reisemarschall seines Herzogs, nicht mehr mit leichtem Gepäck wie fünf Jahre früher. Damals wurden Augenblickseindrücke flüchtig aufs Papier geworfen, jetzt werden ausführliche Briefe geschrieben.

Goethes Schweizerreisen haben eine große Literatur gezeitigt, oft stehen darin allerdings Urteile, die wir nicht billigen können: Goethe sei der Vater des Wintersports, ohne Goethes Vorgang wäre der moderne Alpinismus überhaupt nicht denkbar — wie dem auch sei, wir folgen ihm an Hand seiner klaren schönen Briefe immer wieder gern in das Oberland.

In Bern hatte Goethe Wyttenbach aufgesucht, dessen „Anleitung für Reisende" er auf die Bergfahrt mitnahm. Er wußte die guten Ratschläge, namentlich den Hinweis auf Chamounix und das Wallis, zu schätzen und dankte ihm später in zwei Briefen.

Am 9. Oktober fuhren die Reisenden, wie aus den Briefen an Charlotte von Stein hervorgeht, bei Nebel über den Thunersee, wobei Goethe im Homer las, und abends waren sie in Lauterbrunnen. „Wir haben den Staubbach bei gutem Wetter zum erstenmal gesehen: die Wolken der oberen Luft waren gebrochen, und der blaue Himmel schien durch. Er bleibt immer ebenderselbe und macht einen unendlich angenehmen und tiefen Eindruck." „Es wird Nacht, wir sind beim Pfarrer in Lauterbrunnen eingekehrt. Es ist ein auseinanderliegendes Dorf, genannt, wie die Leute sagen, weil lauter

Brunnen, nichts als Brunnen von den Felsen herunterkommen." Auch von der Tour zum Tschingelgletscher hinauf und über die Fortsetzung der Reise auf der Talstraße nach Grindelwald und die große Scheidegg ins Haslital haben wir ausführliche, abgerundete Briefe. Am 15. Oktober waren sie wieder in Bern. Goethe hat von der Jungfrau nicht gesprochen, große alpinistische Leistungen hat er nicht zu verzeichnen, aber ein herrliches Gedicht ist am weißen Staubbach entstanden: „Der Gesang der Geister über den Wassern". (S. 40.) Am 14. Oktober sandte er die Dichtung von Thun aus an Frau von Stein. Die Schilderung des lieblichen Geistergeflüsters hat bei späteren Beschauern immer stark nachgewirkt und abgefärbt.

Ruhig und vornehm wirken Goethes Briefe aus dem Oberland, ganz anders die kurzen Berichte, die sein unglücklicher Jugendfreund J. M. R. Lenz an Lavater und an das Ehepaar Sarasin gerichtet hat, als er 1777 mit Kayser eine Schweizerreise unternahm und auch das Oberland berührte. Müde und matt war er am 14. Juni von Meiringen aus über Grimsel und Furka ins Urserental gekommen und schrieb von dort an Lavater, den er übrigens später dringend um ein Darlehen bitten mußte: „Wir sehen beide aus wie die Gänse von hinten, wenn sie gerupft sind und die letzten Härchens abgeschreit. Kayser sind beide Augen verschwollen, und ich kann auch nicht viel sehen. So hat uns Schnee und Sonne zugerichtet."

Ein glücklicherer Gast als der bedauernswerte Lenz war der Dichter des „Ardinghello" J. W. Heinse. Von Fritz Jacobi und Gleim unterstützt, hatte er im Som-

mer 1780 die Reise nach der Schweiz und Italien angetreten und richtete an seine Freunde begeisterte Briefe. Am 2. September überschritt er die Grimsel, trank „aus den Quellen des Rhodan und der luftigen Aar" und war entzückt von der himmlischen Aussicht. Er bat Jacobi, ihm eine Beschreibung der weiteren wundervollen Eindrücke — er war auch am Staubbach — zu erlassen, „da jede Stunde, die er da zugebracht, ein eigen Kapitel" verdiene. — Aber auch so wirken die Briefe mit der Heinse eigenen Fähigkeit, impressionistisch die blitzartig wirkenden Eindrücke festzuhalten, überaus anschaulich.

Zu längerem Aufenthalt weilte im Jahre 1779 auch der große Historiker Johannes von Müller im Sommersitze seines Freundes Bonstetten im grünen Saanental. Schon zweimal vorher hatte er größere Wanderungen durchs Oberland angetreten, da er die löbliche Absicht hatte, für die Abfassung seiner Schweizergeschichte in jedem Kanton der Schweiz 14 Tage zu verbleiben. Die Frucht seines Aufenthaltes ist denn auch, ganz abgesehen von der bekannten, vielbewunderten Einleitung, jener Aufsatz in seinen „Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft": „Beschreibung des Oberlandes" (S. 42), dem er das bedeutsame Wort „Geist" voranstellt, geschrieben in schwerblütigem, fast dunklem Stil. Die Charakteristik wird abgeschlossen mit den Worten: „So hoch in das Gebirg, als Gras fortkommen mag, wohnen Hirten und Herden, indes Asien wüste liegt, weil das Glück des Oberlandes, Freiheit, ihm fehlt".

Mit dem Berner Oberland ist eng verknüpft der schon erwähnte Däne Jens Immanuel Baggesen (1764—1826), der „hyperboreische Sänger der Jungfrau".

Schon als dänischer Dichter bekannt (man nannte ihn den „dänischen Wieland"), hatte er, unterstützt von fürstlichen Gönnern, eine Geniereise durch Deutschland angetreten, hatte deutsche Sprache und dichterische Ausdrucksfähigkeit spielend erlernt und war in den Studierstuben der meisten namhaften Dichter aufgetaucht. Der Sommer 1789 sah ihn in der Schweiz, und in Thun auf einem Schiffe lernte er die „lieblichste aller Alpenblumen", die reizende Sophie Haller kennen, eine Enkelin des Alpendichters. Ein ausbrechender Sturm brachte seelische Verwirrung, zarte Annäherung, und der überglückliche Dichter konnte seine „Alpina" als Gattin nach Kopenhagen führen. Nach kurzem Eheglück erlag aber die nach dem Norden verpflanzte Alpenrose einem Lungenleiden und wurde in Kiel begraben. Während der wiederholten Aufenthalte in Bern hat Baggesen stets Bergreisen unternommen. Namentlich eine heitere Fahrt ins Oberland und über die beiden Scheideggen, die er in Begleitung seiner „Alpina", deren Schwester und einer Freundin Gritli unternommen hat, ist für die Fassung der „Parthenais" (S. 45) bestimmend gewesen. Die „Parthenais oder der Jungfrauen Wallfahrt zur Jungfrau", später genannt „Die Alpenreise", ist die erste große Jungfraudichtung. Vossens Idyllen und Homerübersetzung, sowie Goethes „Hermann und Dorothea", haben dem Werklein Paten gestanden; die Liebe zu Sophie Haller, der Aufenthalt in einer patrizischen Familie des alten Bern und vor allem die zauberhafte Anziehungskraft der Berge haben die „Parthenais" zur Reife gebracht, ein anmutiges idyllisches Epos in 12 Gesängen. Da eine ausführliche Arbeit über die „Par-

thenais" vorliegt, brauchen wir uns nicht eingehender mit ihr zu befassen; nur sei eines gesagt: die vielkritisierte Ansiedelung der homerischen Götter auf den Bergen des Oberlandes und deren Hereinbeziehung in die idyllische Handlung verleihen der Dichtung einen besonderen Reiz, und es wäre schade gewesen, wenn der Dichter seinen Plan ausgeführt und den Olymp von den Bergen des Oberlandes verbannt hätte. Eine Neuausgabe der „Parthenais" ist geplant; sicherlich wird das Werklein wieder seine Freunde finden. J. V. Widmann, der liebenswürdigste aller Alpenwanderer, gehörte zu diesen, er pilgerte einst mit der „Parthenais" in der Tasche über die Wengernalp und hatte an den Hexametern seine herzliche Freude. Das idyllische Epos ist im Jahre 1803 erschienen, hat in sieben Auflagen mehrere Umarbeitungen und Zusätze erfahren und ist auch ins Französische übertragen worden. Eine geplante Übersetzung ins Italienische durch Manzoni kam nicht zur Ausführung, aber die begeisterte Ode „A Parteneide" zeigt uns, wie Manzoni die Dichtung schätzte.

Unser Baggessen war bekanntlich der mildherzige Vermittler der dänischen Unterstützung für den kranken Schiller und wird sicher bei seinem Besuche in Jena im August 1790 mit der jungen Gattin des Dichters über die weißen Gipfel des Oberlandes gesprochen haben, die ihr von der 1785 erfolgten Schweizerreise her wohlvertraut waren.

Der Jungfrausänger Baggesen, übrigens Zeit seines Lebens ein idealistischer Schwärmer und armer Schlucker, hat noch die Freude erleben dürfen, bei seinem Sohn Carl Baggesen, damals Helfer am Münster in Bern, späterem

Münsterpfarrer (1793—1873), im Jahre 1824 ruhige Tage zu verleben. Noch konnte der 62jährige Mann die schönen Orte in den Tälern des Oberlandes aufsuchen, die er nach den Lieben seiner Jugend benannt hatte, das „Sophiengrätli", den „Reinholdbühl" (bezeichnet nach dem Philosophen Reinhold), und für seine geistige Regsamkeit sprechen die Beiträge in den „Alpenrosen". Auf der Rückreise nach Dänemark starb der Alpensänger in den Armen seines Sohnes August, der später sein Biograph wurde und übrigens zum dänischen General vorrückte.

Gut bekannt mit Baggesen war die deutschdichtende Dänin Friderike Brun, die häufig im Oberland weilte und mehrere süßliche Alpendichtungen geschrieben hat.

Sonst treffen wir während der Jahrhundertwende nur ganz vereinzelte literarische Gäste in den Alpen, immerhin sei August von Kotzebue erwähnt, an dem sich gerade unser Baggesen stark gerieben hat. Und ein anderer weilte im Oberland, der später Baggesen zerzauste und als Dichter „Waller" in der „Gräfin Dolores" karikierte, der junge märkische Edelmann Achim von Arnim. Im Sommer 1802 war Arnim nach der Schweiz und auch in die Berner Alpen gekommen, ganz vertieft in sein Werk „Ariels Offenbarungen", womit er den Ideen der französischen Revolution entgegentreten wollte. In den Schaugesichten des dramatischen Werkes spielen auch die Berge eine große Rolle, doch lassen sich keine bestimmten Anhaltspunkte finden. Arnim scheint nicht so hingerissen worden zu sein wie Goethe und Heinse, denn er schrieb an Brentano: „Ich schwelge hier in Düften der Alpenkräuter, aber ich bin hier mit meinem

einsamen Gemüte doch nie so froh, wie auf unserer Rheinreise."

Im nämlichen Jahre bereiteten die lieblichen Gestade des Thunersees dem unglücklichen Dichter Heinrich von Kleist eine kurze Zeit des Friedens und des Glückes.

Mit zerrissenem Herzen war er anfangs Januar 1802 von Paris gekommen, in der Absicht, sich in der Schweiz ein Bauerngütchen zu kaufen. In Thun hatte er vorerst Einkehr gehalten. In dem Stadthause, in welchem er zuerst abstieg, stand der Hausspruch:

Ich komme, ich weiß nicht von wo,
Ich bin, ich weiß nicht was,
Ich gehe, ich weiß nicht wohin,
Mich wundert, daß ich so fröhlich bin,

der seltsamerweise ganz auf die seelische Stimmung des Dichters paßte. Das spätere idyllische Leben auf dem Delosea-Inseli mit dem einfachen Bernermädchen, dem „Mädeli", ist bekannt. Obschon Kleist in Briefen witzelt, er sei in keine andere Jungfrau verliebt als in den Berg dieses Namens, so muß er doch an dem Mädchen gehangen haben, denn er schenkte „Mädeli" sein einziges Bild, das uns glücklicherweise erhalten geblieben ist. Bekannt ist auch die phantasievolle Stelle in einem Brief an seine Schwester Ulrike von der mehr als respektablen Leistung einer Schreckhornbesteigung (!!), während „Mädeli" den Sonntagsgottesdienst besucht. In Erinnerung an die schönen Tage am Thunersee hat Kleist eine Idylle geschrieben „Der Schrecken im Bade", worin er weiche lyrische Töne findet:

Wie schön die Nacht ist! Wie die Landschaft rings
Im milden Schein des Mondes still erglänzt!
Wie sich der Alpen Gipfel, umgekehrt,
In den kristallnen See danieder tauchen!....
Wie einsam hier der See den Felsen klatscht!
Und wie die Ulme, hoch vom Felsen her
Sich niederbeugt, von Schlee umrankt und Flieder.

Das Glück in Thun fand mit seelischer und physischer Erkrankung des Dichters einen jähen, traurigen Abschluß. Er verließ Thun plötzlich und wurde in Bern von seiner treuen Schwester abgeholt. Als er im Vorfrühling des Jahres 1807 als französischer Gefangener in dem kalten Bergschlosse Joux weilte, mag er oft, über die Jurahöhen hinwegträumend, sich nach Thun und den Bergen zurückgesehnt haben.

Großen Einfluß auf den wiedererwachenden Fremdenverkehr übten die Hirtenfeste aus, die 1805 und 1808 in Unspunnen und Unterseen, später auch an anderen Orten veranstaltet wurden und eine Menge Notabilitäten, ja Majestäten herbeilockten. Die Malerin Brun und Niklaus König haben diese Feste mit dem Pinsel festgehalten; auch gab König eine Sammlung von dreißig kolorierten Blättern mit sehr gutem Begleittext heraus.

Im Sommer 1808 standen in Unterseen am Schwingplatz der Sennen, „die sich mit größerer Kaltblütigkeit schwangen als zwey italiänische Maulesel auf dem Gotthard einander ausweichen“, Madame de Staël und der Dichter Zacharias Werner. Letzterem hat die Schweiz und besonders das Berner Oberland eine Fülle von Anregungen gebracht. „Die Natur, Sprache und Symbolik

der Gewässer" bereiten ihm „unerhörte Aufschlüsse und könnten eine poetische Hydraulik begründen." Der Eintritt in die Schweiz ist wie in eine „Freystatt des Friedens", und nochmals sagt er später: „Die Gewässer entschleyern alle Geheimnisse der ewigen Liebe, von der im Rheinfall zu Schaffhausen ausgesprochenen höchsten tobenden Wollust bis zu der im diamantenen Staubbach zu Lauterbrunnen symbolisierten Verfließung zweyer liebenden Seelen in Gott." In dithyrambischer Ergriffenheit hat Werner, ähnlich wie Heinse, den Rheinfall besungen, in religiöser, stark katholisierender Verzückung den Pissevachefall im Wallis (Zu einem Bergquell, Milch der Küh' benennet!) und den „diamantenen Staubbach, das Symbol der Liebe", „die Feu'r- und Wolkensäul' vom ewigen Leben", wie er in dem Wallisergedicht den Staubbach gedeutet haben will. Das Gedicht „Der Staubbach" (S. 52), reich an kunstvollen Binnenreimen und Assonanzen, ist eine religiöse Schwärmerei. Eigentlich trunkene Stimmungen und wiederum Sarkasmen finden sich auch in den sehr bemerkenswerten Briefen, die Werner aus der Schweiz an Georg Scheffner, Goethe und Iffland gerichtet hat. Noch mehr, Zacharias Werner hat auf die schaurige Öde der Gemmi seinen „24. Februar" verlegt. Er habe, schrieb er kurz nach der Vollendung des Dramas an Iffland, um das Gemälde mehr der Wirklichkeit näher zu bringen, die Szene, als wäre sie wirklich vorgefallen, nach einem sehr grausenvollen Ort in der Schweiz, dem Wirtshaus auf der Gemmialp versetzt: „ein von der Natur schon zum Entsetzlichen gestempelter Ort, den ich selbst besucht und treu geschildert habe, und wo wirklich vor ein paar Jahren eine Mord-

tat, wenngleich nicht mit den in meinem Stücke erwähnten Umständen geschehen ist". Als Werner den „24. Februar" drucken ließ, suchte er sein Gewissen zu reinigen, indem er sagte, es habe dort oben gar kein Mord stattgefunden. Aber der Schwarrenbach war nun einmal zum Mordwirtshaus gestempelt. Jedenfalls schauten später die Gemmireisenden mit kaltem Schauer in das düstere Wirtshaus hinein, zum großen Ärger des biederen Wirtes, der später Alexander Dumas erzählte, wie sie kämen und dann beständig mit Grausen fragten: „Dort jenes Kabinett!" „Ist das die Sense?" „Und dort das Messer!" Dumas hat den Wirt aufgeklärt, worauf dieser den Herrn Werner, dessen er sich gut erinnern könne, einen Duckmäuser, einen Elenden genannt habe. Der französische Dichter suchte den erbosten Wirt über den zukünftigen Ruf seines Hauses zu beruhigen, aber bekanntlich ging doch später der Schwarrenbach in eine Novelle von Maupassant „Die Herberge" über.

Weniger schwerblütig sind die lyrischen Ergüsse, die der Dichter Matthisson den Alpen gewidmet hat. Er weilte häufig im Oberland, so im Jahre 1809, war mit Wyß befreundet und schrieb für die „Alpenrosen". Wenn auch nicht spezielle Örtlichkeiten in seinen Gedichten besungen werden, so ist sicher die „Alpenreise" (an Friderike Brun) angesichts der Jungfrau entstanden, und wenn wir in dem Gedicht „Der Alpenwanderer" lesen:

Hier bliebe wonnebebend
Selbst Hallers Muse stumm,

Wie groß, wie seelenhebend,
Hier ist Elysium!

oder:

Hier, wo ein reiner Äther
Um Götterhaine fließt,

so brauchen wir den Götterfreund Baggesen gewiß nicht zu belächeln.

Matthissons Lyrik hat auf seinen Freund J. R. Wyß einen großen Einfluß ausgeübt. Durch diesen überaus sympathischen Berner, Johann Rudolf Wyß, genannt der jüngere (1781—1830), hat der Alpensinn eine ganz bedeutende Vertiefung erfahren. Er war Professor in Bern, ein Mann von großem Wissen, ein Gönner der Künste und Wissenschaften, ein Freund der Dichter und ein ganz idealer Alpenwanderer. „Auf den Bergen ist Freiheit!“ ruft er mit Schiller aus; Bergreisen sind ihm ein „Götterleben“; im Bezwingen der Berge liegt für ihn aber auch ein ethisch erhebendes Moment. „Wohlsein unter schönem Himmel, himmlische Luft dem regsamen Leibe, zwanglose Schwungkraft dem fühlenden, dem aufstrebenden Geiste: das sind die Freuden des Alpenlandes.“

Im Jahre 1810 gründete er mit Kuhn und Meisner den Almanach „Alpenrosen“, dessen Leitung er fast ausschließlich besorgte. „Die Alpenrosen“ geben ein umfassendes Bild von dem damaligen poetischen Können der Schweiz; wir erinnern nur an das freundliche, treffende Urteil Gottfried Kellers, der den Mitarbeitern Achtung zollt und für den der Almanach aussieht, „als ob er so nebenbei an einem schönen Sonntagmorgen entstanden sei“.

Mit dem Tode Wyßens, dem der Dichter August Follen im Jahre 1831 einen rührenden Nachruf gewidmet hat, verlieren die „Alpenrosen" jenen frischen Duft; sie sind, allerdings nicht mehr ganz regelmäßig, noch bis zum Jahre 1854 erschienen und dann eingegangen, weil die Zeit der Almanache vorüber war. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß Wyß der Schöpfer der schweizerischen Nationalhymne ist und daß er den Dialektlyriker G. J. Kuhn ungemein förderte. Das anmutige Lied „Was ist ächt o das heimelig?", stammt von ihm, ferner hat er Legenden und Sagen gesammelt und uns in seiner zweibändigen „Reise in das Berner Oberland" ein Werk von klassischer Schönheit geschenkt, wohl das bedeutendste, was seit Wyttenbach in Prosa über die Alpen geschrieben worden ist. Mit dem „Schweizerischen Robinson" hat er der Jugend Liebe zur Heimat eingepflanzt; seinem Mitarbeiter Friedrich Meisner (1765—1825) gebührt der Ruhm, den Alpensinn in die Jugendliteratur eingeführt zu haben.

Matthisson, Salis und Hölty mit ihrer stimmungsvollen Naturbetrachtung, aber auch Klopstock und Schiller haben ganz bedeutend auf die Lyrik von Wyß eingewirkt; seine Prosa ist lyrisch bewegt, voll Duft und Zartheit. Auch die Romantik ist nicht spurlos an den „Alpenrosen" und an Wyß vorübergegangen. Abgesehen davon, daß die Mitarbeiter es an vertiefter Betrachtung des Mittelalters nicht fehlen ließen und in den Wegen der Romantiker-Germanisten gingen, ist Wyß ganz besonders eine romantische Naturschwärmerei eigen; er liebt es, die Berge im Mondschein zu betrachten und sieht Ossians Nebel um die Felsenhäupter wallen.

Unermüdlich war Wyß tätig, Mitarbeiter zu gewinnen, und so sprudelt denn in den „Alpenrosen" ein reicher Born von Alpendichtungen.

Im Jahre 1812 ersuchte Wyß den Romantiker A. W. Schlegel, ihm Beiträge zu senden, und wirklich ließ ihn dieser, der sich übrigens sehr günstig über die „Alpenrosen" geäußert hatte, nicht im Stich und schrieb ihm: „Hier haben Sie einige Stücke, die sich gerade abgeschrieben finden, aufgezeichnet nach einer Wanderung vor 4 Jahren." Er meinte, es heiße zwar „Holz in den Wald tragen", immerhin seien vielleicht einige nicht ganz unnütze Bemerkungen eingestreut. Wirklich sind die Betrachtungen Schlegels, der auch später als Gefolgsmann der Madame de Staël häufig in der Schweiz weilte, sehr bemerkenswert und führen aus dem Engen ins Weite. Schlegel nannte seine Arbeiten „Umrisse" (S. 54), sie erschienen 1812 und 1813. Wir erinnern an den Aufsatz über die Mundarten (den Haslitaler-Dialekt findet er — wie übrigens so viele andere — besonders anschaulich und angenehm), ferner an seine Arbeit über die Gebirgsnamen, an die Schilderung der schaurigen Einöde des Daubensees und an die Aufsätze „Der Grimsel", „Der Gemmi". Der beklemmende Eindruck der Gemmiroute hat bei Schlegel unabhängig von Zacharias Werner einen starken Widerhall gefunden.

Wyß selber hat eine Reihe von prachtvollen Schilderungen (S. 56) der schönsten Punkte des Oberlandes hinterlassen. Am Staubbach gedenkt er Goethes und der poetisch wertvollen Beschreibung aus der „Parthenais", die er in jungen Jahren verworfen, später aber sehr geschätzt hat. Überaus stimmungsvoll sind seine Prosaauf-

sätze über den Gießbach, den Schmadribach und den Ausblick auf die Jungfrau. Die umfangreiche poetische Verherrlichung des Oberlandes „Epistel an Amata" zeigt Anklänge an „Schillers Künstler" und den „Spaziergang", sein episches Gedicht „Der Resti-Thurm" erinnert an Schillers Gedicht „Vom Herkommen der Schweizer". Frisch bewegt ist das „Berglied", in dem wir eine ganze Bergreise miterleben, recht artig seine „Geognostische Bemerkung zur Jungfrau" und sein Silbenrätsel über den Staubbach.

Wyß kann sich ehrlich ärgern über den französischen Dichter Chateaubriand, der damals die Alpen bereiste und schilderte und durchaus keine ästhetische Einstellung zur Schönheit der Berge finden konnte; es tut Wyß ordentlich leid, daß ein so feiner Dichter hier nicht begeistert sein konnte.

Mit Wyß stand auch Jean Paul in Verbindung, der in ungestillter Sehnsucht nach der Schweiz ihr ein Stammbuchblatt voll Pathos gewidmet hat.

Eine poetische Verirrung jener Zeit, die das Oberland betrifft, darf nicht übergangen werden. Claurens „Mimili", dieses Kuriosum unter den Berner Alpendichtungen, ist bekannt. Das Büchlein strotzt von „Theaterschweizerei schlimmster Sorte", man denke an jene künstlerisch ausgestattete Alpenhütte, jene auserlesene Tafel oder gar an die Worte: „O wendet Euch jetzt der Jungfrau zu, Herr Ritter; dieses Schauspiel, das Euch jetzt der Abend bereitet, bietet Euch vielleicht noch der Libanon, der Ophyr auf Sumatra, der Chimborasso und der Verona-Roa."

Mit Recht lächelt Wyß darüber; solche Geschmacklosig-

keiten finden sich denn doch in den „Alpenrosen" nicht, obschon in späterer Zeit manche sentimentale Reiseerzählung verdünnte Farben von Claurens Palette aufweist. Wie gesund wirken neben „Mimili" die „Molkenkur" von Hegner, zu der auch der Lyriker G. J. Kuhn ein Seitenstück, „Auch eine Molkenkur", beigesteuert hat, und das „Kunstgespräch in der Alphütte" von David Heß.

Ein Mitarbeiter der „Alpenrosen" und begeisterter Freund des Oberlandes war der eben genannte Ulrich Hegner (1759—1830), Arzt aus Winterthur und bekannter Schriftsteller (S. 64). In den „Briefen aus dem bernerischen Oberland", die von Witz und Geist erfüllt sind, hat er uns eine überaus schöne Beschreibung des Staubbaches geschenkt, worin er neben durchaus eigener Begabung Goethes Gedanken poetisch verwertet. Sein Gedicht „Auf der Reise 1812" bringt Erinnerungen an den Thuner See. In den „Alpenrosen" von 1814 taucht übrigens ein Namensvetter J. J. Hegner (1757—1838), Lehrer und Pfarrer von Oberwinterthur, mit einem Gedicht „Alpenleben" auf.

Ein fleißiger Helfer war auch Joh. Rud. Wyß der ältere, früher Pfarrer (1763—1845), der in fast keinem Bändchen fehlt und dessen Gedicht „Der Aarfluß" (S. 67) wir zum Abdruck bringen. Die große Dichtung „Die Alpen", sein Schwanengesang, worin er vielleicht Haller zu übertreffen hoffte, muß als verfehlt bezeichnet werden.

Nur erwähnt seien die umfangreiche „Ode an die Jungfrau" von S. G. Hünerwadel (1771—1849) und die frischen Gedichte des St. Gallers Hector Zollikofer (1799—1853) „Alpenliedchen" und „Alpenreiselied", worin er auf reiner Bergeshöhe zum Schluß noch schnell

mit Wut der Tyrannen gedenkt, wie einst die Gebrüder Stolberg.

Von den dichtenden Frauen, die sich nach Gottfried Keller „so zierlich im Almanach herumbewegen", sei genannt die gefühlvolle Charlotte Otth, die die Jungfrau besingt und dem sprudelnden Brünnlein des Gurnigels ihren heißen Dank abstattet.

Dem Deutschen Karl Witte (1800—1883), dem einst so berühmten Wunderkinde und späteren tüchtigen Gelehrten und Übersetzer, verdanken wir ein „Wanderlied in der Schweiz" und eine epische Behandlung der Ahasverussage von der Grimsel (S. 68).

Unabhängig von den Dichtern der „Alpenrosen" ist nun aber August von Platen, der 1816 und 1825 in der Schweiz erschien und ihr eine große Zahl formvollendeter Gedichte gewidmet hat. Im Sommer 1816 wanderte er zu Fuß in die Schweiz und gelangte über Zürich, Luzern und den Kanton Uri ins Wallis und von da ins Oberland. In seinen Tagebüchern rühmt er, wie so viele andere, „das Haslital, die gesunden Gesichter, die schönen, großen Weiber, die sanfte Sprache und auch die Kraft der Männer". Vom Staubbach zurückkehrend, zitiert er Matthissons Elysiumstrophe und meint: „Es wäre vergeblich, diese himmlische Landschaft beschreiben zu wollen, die sich mit Unterseen und Interlaken zwischen den blauen, stolzen Gewässern ausdehnt." Erst nach der Schweizerreise schrieb Platen seine Erinnerungsstanzen (S. 70) „Schweizergemälde" nieder, von denen wir die Oberländerstrophen abdrucken. Sie sind wohl schön und formvollendet, man merkt ihnen aber an, daß er bei der späteren Abfassung stark auf die Phantasie

angewiesen war. Die zweite Reise fiel in den September und Oktober des Jahres 1825. Eine Jugendfreundin seiner Mutter, die Obristin Weiß, auf dem Landgut Müllimatt in Thierachern bei Thun, hatte ihm einen Geldbeitrag für die Italienreise zugesagt, den er dann auch an Ort und Stelle erhalten hat. Auf dem schönen Landgut Müllimatt verlebte Platen eine frohe Woche, und in jenen Tagen entstand ein hübsches Gelegenheitsgedicht. Eine Jagdgesellschaft war auf dem Landgut — doch, lassen wir Platen reden: „Da man mehrere Tage hintereinander sehr unglücklich auf der Jagd war und eben Regen einfiel, als man auf dem Niesen eine Gemsenjagd veranstalten wollte, so wurde ich im Scherz gebeten, eine Ode an Diana zu dichten, deren Strophenbau vielleicht kunstvoll genannt werden darf, ein Gedicht, das an Ort und Stelle den größten Eindruck machte und das mir teuer ist, da ich alles darin niederlegte, was mir jenen Aufenthalt so wert gemacht, an dem es entstand." Mit schweren Herzen verließ Platen den gastlichen Ort und bei der Fahrt über den Brienzersee empfand er ein melancholisches Heimweh.

Die Majestät der weißen Firnen, die erhabene Einsamkeit, die damit verbundene Einkehr in die Tiefen des Herzens führen viele Dichter zu einer eigentlichen Zwiesprache mit Gott. Das haben wir schon bei älteren Besuchern des Oberlandes gesehen; es fällt auf, wie so viele Verkünder des göttlichen Wortes unter ihnen sind. Es hat den Theologen jener Tage durchaus nicht an dem idealen Schwung gefehlt, der nun einmal dem Bergfreund eignen muß. So kommen die Basler Theologen Jakob Burkhardt (1785—1858) in der Ode „Die

Alpenwanderung" und Abel Burkhardt (1805—1882) in feierlich erhabene Stimmung. Letzterer hat einen ganzen Zyklus von Gedichten „Ein Morgen auf der Wengernalp" (S. 73) verfaßt, von denen „Allein mit den Bergen" und „Der Sonnenaufgang" recht innig und zugleich charakteristisch sind. Nicht minder gefühlvoll sind Theodor Meyer-Merian (1818—1867) aus Basel in dem sehnsuchtsvollen „Nach den Bergen", sowie der Aargauer Theologe A. E. Fröhlich (1796—1865), der überhaupt viel aus dem Born der Alpen geschöpft hat, mit seinem Liederspiel „Die Bergfahrt". Daß auch die Frau E. Schellenberg-Biedermann, in dem ganz tüchtigen Gedicht: „Der Sonnenaufgang auf den Bergen" und Carl Rud. Tanner (1794—1849) in den „Alpenrosen" mit einem „Alpenrosen"-Gedicht feierlich werden, wundert uns nicht, noch weniger, daß alle diese neben ihren gewiß tief innerlichen Regungen gelegentlich hausbacken und lehrhaft wirken.

Oft sind die Berge „Altäre der Opferpriester"; das erinnert uns wieder an den inzwischen altgewordenen Baggesen, der in den „Alpenrosen" von 1824 mit einem überaus frischen Gedicht „Alpen-May" und dem originellen „Schweizerische Dichtung" (S. 75) hervorgetreten ist. In einem früheren Jahrgang hat sein Sohn Carl Proben aus einer Übersetzung von Byrons Manfred abgedruckt und dadurch mit Recht die bedeutende Dichtung des Engländers bekannt gemacht, dem übrigens der alte Baggesen in der „Parthenais" ein Denkmal gesetzt hat. Innerlich verbunden mit Baggesen scheint uns die hübsche Charade (S. 76) über die Jungfrau, deren Verfasser nicht festzustellen ist, die aber, dem götter-

freundlichen Tone nach, ganz gut ein Baggesen gedichtet haben könnte.

Im Spätsommer 1812 durchquerte, von Coppet aus sich nach Norden wendend, Adalbert von Chamisso die Berner Alpen, angetan mit der alten Kurtka des lieben „Peter Schlemihl". Er besuchte die schönsten Punkte, botanisierte eifrig und hatte wohl keine Zeit, die Berge zu besingen.

Zu unserem vielgenannten Dichterfreund und Gelehrten Wyß kamen in den 20er Jahren Joseph Görres und der Freiherr von Laßberg. Im Jahre 1820 durchwanderte Ludwig Uhland mit seiner jungen Frau in glücklichster Stimmung die Berner Alpen. Eine Beteiligung an den „Alpenrosen" hat Uhland, der auch im Jahre 1824 das Oberland besuchte, leider mit der Bemerkung abgelehnt: „Meine Leyer, die seit mehreren Jahren gänzlich verstummt ist, hat auch den Alpen nicht geklungen."

Aber einen anderen wackeren Schwaben führte der stets gastfreundliche Wyß ins Oberland, den reisefreudigen Gustav Schwab, der dann bereitwillig mit dem Romanzenzyklus „Der Appenzellerkrieg" und der „Ida von Toggenburg" für die „Alpenrosen" einsprang und außerdem in Erinnerung an die Bergfahrt sein „Denkmal am Thunersee (S. 78) dichtete. Das Gedicht fand neben vielen andern Aufnahme in dem Sammelwerk „Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern", an dem viele vaterländische Schriftsteller mitarbeiteten und für das Gustav Schwab als Herausgeber zeichnete, mit der Bemerkung, daß er, „obgleich nur ein befreundeter Nachbar", es sich nicht habe nehmen lassen, die

vielen schönen Aufsätze und Sagen mit einem „poetischen Kitt" zu verbinden.

Und noch einen Schwaben, wenn auch einen ganz anders gearteten, beherbergte Wyß, den ruhelosen Wilhelm Waiblinger, der im Herbst 1826 kurz vor seiner Italienreise, von der er nicht mehr zurückkehren sollte, Bern und das Oberland berührte. Von Italien aus sandte Waiblinger im folgenden Jahre für die „Alpenrosen" seine „Blüten aus der Schweiz", (S. 81) die Wyß auf zwei Jahrgänge verteilen mußte. „Der erste Strauß" erschien 1827. Die „Erinnerung an Grindelwald"[1]) ist mehr eine impressionistisch anmutende Selbstbetrachtung, ein von Heimwehgedanken erfülltes Gedicht als ein Erfassen der alpinen Majestät. Ruhiger gehalten, die liebliche Gegend homerisch mild beschreitend, sind die Distichen über „Meiringen", trotz des ausdrücklich erwähnten „verwilderten Herzens". Glücklicherweise wandelt das „Schweizermädchen" nur vorüber und hüpft in eine Hütte hinein; denn wo Waiblinger in den „Blüten" Schweizermädchen schildert, tragen sie „Mimilizüge".

Damit nehmen wir Abschied von den „Alpenrosen". Ehrend seien erwähnt die von eigentlich republikanischer Begeisterung getragenen Alpenlieder des Österreichers Anastasius Grün, besonders sein schönes Gedicht „Die Schweiz"; wir erinnern an das namhafte Gedicht „Die ewige Burg" des frühverstorbenen St. Gallers J. G. Müller, ferner an die vielen Alpenlieder des schon erwähnten A. E. Fröhlich, an das große Gedicht „Die Gemmi" von Balthasar Reber und an die Oberländer Gedichte von Seeger und Steiger. Als „lauter Brunnen", welche unrichtige Ableitung seit Goethe Schule

[1]) (in alkäischen Versen abgefaßt)

gemacht hat, besingt Ludwig Tobler „Das Lauterbrunnental“, und darin folgt ihm der Elsässer Stöber. Von den Brüdern Stöber haben wir einen ganzen Strauß von Alpendichtungen. Der ältere, August, der sich als Literarhistoriker einen Namen gemacht hat, schrieb schweizerische Balladen, der jüngere, Adolf Stöber, geboren 1810, seit 1840 Pfarrer der reformierten Gemeinde von Mülhausen, dichtete „Reisebilder aus der Schweiz“ (1850), denen er 1857 „Neue Reisebilder“ folgen ließ (S. 85). Mitte der 40er Jahre unternahm Stöber mit seiner Frau, deren Gegenwart ihm wie einst Uhland die Bergreisen besonders beseligend gestaltete, weitläufige Alpenwanderungen. Von den 60 Gedichten, die er der Schweiz gewidmet hat, kommen über 20 auf das Oberland. Am umfangreichsten ist die in vier Abschnitte gegliederte nicht ohne Humor gehaltene erzählende Dichtung „Die Stockhornbesteigung“. Rhythmisch bewegt sind „Der Gießbach“ und „Der Grimselpaß“, in vielen Gedichten, wie „Sonntagmorgen auf dem Thunersee“, „Am Rosenlauigletscher“, „Der Reichenbach“, „Die Jungfrau“, „Die Lawinen der Jungfrau“ und anderen verfällt er in einen predigtartigen Ton. Wie so viele frühere Pastoren hält er stets auf den Bergen eine Andachtsstunde ab, doch ist er bei großer Versgewandtheit reich an warmen Empfindungen und sprudelnder Gedankenfülle. Aus J. J. Reithards „Geschichten und Sagen aus der Schweiz“ (Der Schweizerischen Bundesversammlung gewidmet, 1853) erwähnen wir „Die Entstehung der Schweizerberge“. Die vom Himalaja hergezogenen Titanen Mönch, Eiger und Jungfrau werden vom allgewaltigen Schicksal zum Erstarren im

Eisestod verdammt; wir erinnern uns dabei wieder an Baggesens wuchtige Darstellung des Titanenkampfs in der „Parthenais".

J. V. Scheffel weilte mehrere Male im Berner Oberland; freilich hat seine Leier mehr dem Engadin und den rhätischen Alpen geklungen. Recht frisch, ganz erfüllt von Burschenwanderlust, erzählt er in einem Brief von Mailand aus an die „Engeren" zu Hause, wie er vor der Gemmitour auf dem Nachttisch in Kandersteg des Herrn Brockes „Irdisches Vergnügen in Gott" vorgefunden habe:

Welcher Mensch kann wohl begreiffen,
Wie sich wohl an einem Ort
So verschied'ne Felsen häuffen.

Er erzählt dann, wie sie am andern Tag auf hartgefrorenem Schnee zum „Schwaribacher Nordwirtshaus" emporgeklommen seien, allwo der Wirt, ein biederer Walliser, sich weder um die antike noch um die Müllner-Houwald-Wernersche Schicksalsidee gekümmert, sondern ein ungeheures Frühstück gerichtet habe.

Auch andere namhafte Dichter weilten zur Erholung im Berner Oberland: Spielhagen, Auerbach, Paul Heyse, nicht zu vergessen der Däne H. C. Andersen, der seine Erzählung „Die Eisjungfrau" im Oberland lokalisiert. Mehr nur eine Plauderei sind die Äußerungen des Schwarzwälder Pfarrers Hansjakob, der das Oberland auch bereist hat und dabei sich bemüßigt fühlte, ein durchaus schiefes Urteil über Hallers „Alpen" zu fällen.

Alle Schweizerdichter, die, wenn nicht speziell die Oberländer Berge, so doch die Alpen überhaupt be-

sungen haben, gebührend zu erwähnen, verbietet uns der beschränkte Raum; ein Ruhmesblatt gebührt aber dem Berner Romang für sein wunderschönes Gedicht in der Mundart des Saanentals „De Friesewäg"; und lobend sei genannt das Dialektgedicht des Berners J. C. Ott „D's Gryne im Engstlegrund". Neben der Alpenlyrik Leutholds und C. F. Meyers, dessen Alpensinn allerdings mehr die rhätischen Berge innig erfaßte, werden wir immer die monumentale Darstellung der Bergwelt in Spittelers „Olympischem Frühling" hochschätzen. Und unsere weißen Berge grüßen uns aus J. V. Widmanns Werken, vom „Orgetorix" an bis zu den Bänden „Spaziergänge in den Alpen" und „Du schöne Welt!" (S. 89), in denen er so innig die ihm teuren Berge und Wege des Oberlandes schildert. Wenn wir Adolf Freys Alpenlyrik lobend erwähnen, so dürfen wir vor allem „Ahasvers Erwachen" nicht vergessen, der ja der Sage nach über die Grimsel gewandert ist. Wir notieren uns ferner einen Abschnitt aus Hermann Hesses Erzählung „Grindelwald" (S. 94), die eine wundervolle Schilderung der winterlich erhabenen Schönheit enthält, und sind dem Schriftsteller Konrad Falke für sein von Alpensinn erfülltes Buch „Im Banne der Jungfrau" (S. 96) zu Dank verpflichtet. In das „Reich der Königin", wie Falke einen großen Teil seines Buches nennt, führt uns die seinerzeit von Widmann freudig begrüßte Dichtung „Die Jungfrau" des Berner Emil Hügli (S. 97). Es ist die einzige große Versdichtung neben der „Parthenais". Wieder schaut die Jungfrau herab auf ein Liebespaar, das unten auf der Wengernalp einen Herzensbund schließt. Daß der Jungfraubahn und der mo-

dernen Zeit Rechnung getragen wird, ist selbstverständlich, was auch in dem hübschen Märchenspiel von Käte Joël „Die Schildträger der Jungfrau" (geschrieben für das Freilichttheater Wengen) geschieht.

In dem Gedichtband „Kosmische Liebe" (1914) bringt der Berner Hans Mühlestein zwei schöne Aarelieder, und ein anderer Lyriker, Emil Schibli, widmet in dem Bändchen „Die zweite Ernte" (1919) dem vielbesungenen Thunersee ein Quartett von Gedichten. Nicht vergessen wollen wir den bedeutenden Lyriker Eugen Hasler, dem in seinen Gedichten „Hochland" (S. 99) die Berge zum tiefsten Erlebnis geworden sind und von denen uns „Mein stiller Berg" wundersam auf die Jungfrau abgestimmt scheint.

Wir kommen zum Schluß. Die hehren Berge des Berner Oberlandes werden weiterhin strahlen, und die Opferpriesterin, die weiße Jungfrau, wird noch viele fühlende Menschen an ihren Altar ziehen; Stürme werden in der Natur und in den Menschenherzen toben und in einem reinen Bergsee werden sich stets die trüben Sturzbäche wieder klären und von da aus segnend in die Tiefe rauschen. Wir entnehmen diesen Gedanken einem Gedicht des verstorbenen Dichters Adolf Frey aus der Festkantate (S. 101) zur Universitätsweihe von Zürich und finden darin zugleich ein Symbol für die reinigende Wirkung ernster Forschung und die heilige Pflicht nie erlahmenden Strebens nach Tagen erregter Leidenschaften.

Baden.

Otto Zürcher.

Das Berner Oberland.

Hier grenzt sich an Üchtland und Wath
So von der Aaren Ursprung gaht,
Und ist sein Birg und Land ganz reich
Von bestem Korn, Wein, Molken, Viech
Schwanger und schwer vollen Metall,
Schön G'wild es tregt und groß Christall.
Auff Schaftelen[1]) schön Marmelstein
Find man im Birg gantz weiß und rein.
Darumb dieß Birg man lobet sehr,
Dieß Gstein wird gführt in Frankreich fern,
Zu großer Herren Zierd und Gräbt,
Zu Mausoleis hoch erhebt.
Scheideck, Jungfrau und Fyscherhorn,
Zwischen denen ein Straß verlorn
Ins Haßlen Land, da z'höchst auftringt,
Im Birg die Finster Aar entspringt.
Die aller wildest Wilde da,
Kein ander Thier zu finden ja
Dann Gemschen und die Murmelein,
Der grimme Bär kan auch da seyn.
Der Gletscher, der im Birg da leit,
Ong'fert dritthalb Teutschmeilen weit,
Welcher fast grewlich stoßet har
Biß an Risenden Zincken dar.

Aus Rebmanns „Neuw lustig Gastmal".

---

[1]) Schaftelen—Scheftelen, Gemeinde Gadmen, (Oberhasli) wo früher ein Marmorbruch war.

Das Haslital.

Nicht fern vom Eise streckt voll futterreicher Weide
Ein fruchtbares Gebirg den breiten Rücken her;
Sein sanfter Abhang glänzt von reifendem Getreide,
Und seine Hügel sind von hundert Herden schwer.
Den nahen Gegenstand von unterschiednen Zonen
Trennt nur ein enges Tal, wo kühle Schatten wohnen.

— — — — — — — — — —

Wann dort der Sonne Licht durch flieh'nde Nebel strahlet
Und von dem nassen Land der Wolken Tränen wischt,
Wird aller Wesen Glanz mit einem Licht bemalet,
Das auf den Blättern schwebt und die Natur erfrischt;
Die Luft erfüllet sich mit reinen Ambradämpfen,
Die Florens bunt Geschlecht gelinden Westen zollt;
Der Blumen scheckicht Heer scheint um den Rang zu kämpfen,
Ein lichtes Himmelsblau beschämt ein nahes Gold;
Ein ganz Gebirge scheint, gefirnißt von dem Regen,
Ein grünender Tapet, gestickt mit Regenbögen.

Aus Hallers „Alpen".

Ursprung der Aare.

Aus Schreckhorns kahlem Haupt, wo sich in beide Seen
Europens Wasserschatz mit starken Strömen teilt,
Stürzt Nüchtlands Aare sich, die durch beschäumte Höhen
Mit schreckendem Geräusch und schnellen Fällen eilt;
Der Berge reicher Schacht vergüldet ihre Hörner
Und färbt die weiße Flut mit königlichem Erzt,
Der Strom fließt schwer von Gold und wirft gedieg'ne
Körner,
Wie sonst nur grauer Sand gemeines Ufer schwärzt.
Der Hirt sieht diesen Schatz, er rollt zu seinen Füßen,
O Beispiel für die Welt!, er siehts und läßt ihn fließen.

Aus Hallers „Alpen".

Gesang der Geister über den Wassern.

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.

Strömt von der hohen,
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,
Und leicht empfangen
Wallt er verschleiernd,
Leisrauschend
Zur Tiefe nieder.
Ragen Klippen
Dem Sturz entgegen,
Schäumt er unmutig
Stufenweise
Zum Abgrund.

Im flachen Bette
Schleicht er das Wiesental hin,
Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne.

Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler;
Wind mischt vom Grund aus
Schäumende Wogen.

Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!

Aus Goethes „Gedichten".

Geist. Beschreibung des Oberlandes.

Die Natur des Landes machte einen Unterschied. Wenn man von Bern Uechtland hinaufzieht, erheben sich auf beiden Seiten des Tals der Aare viele Burghalden und nicht unbeträchtliche Berge, zwischen welchen aus lieblichen Tälern viele befruchtende Wasser hervorfließen. Bei Thun steht ein See, bei hundertundzwanzig Klafter tief und wie fast alle helvetischen Wasser stürmisch. Die Berge des östlichen Ufers laufen an den großen Stock der hohen Alpen; im Westen wälzen unter dem Namen der Kander viele vereinigte Alpenwasser unglaubliche Lasten von Sand und Steinen daher, wodurch sie längs dem Eingang der Täler ein Feld aufhäufen. Voran am Gebirg stellt sich das Stockhorn dar, Markstein der Alpen gegen das niedrigere Uechtland; sechstausendsiebenhundertsiebenundsechzig Fuß über dem Meer. An seinem Fuß fließt aus den Tälern ihres Namens die Simme. Jenseits der Simme sieht man das Niesenhorn aus einer finsteren Waldung das zugespitzte Haupt bei achtzig Fuß über Stockhorn erheben, meist aus einem Wolkenkranz emporsteigend. An seinem Fuß führt die Kander aus Frutigental und Kandersteig die wilden Wasser hervor. Von dem Niesen steigt aus dem See und jenem Schuttfeld ein sanfter Berg, der Abendberg, anmutig auf; die Wellen brechen an seinem Fuß, die Herden grasen seinen Rücken, er endiget fast wo der See, in einem lebhaft grünen Tal. Durch dieses wallt in mächtigen Fluten die Aare in den Thunersee aus dem von Brienz. Der Brienzersee füllt einen sehr tiefen Abgrund am Fuß hoher Berge. Je näher man den hohen

Alpen kommt, um so mehr bringt in die Gemüter ein ungewöhnliches Gefühl der Größe der Natur; der Gedanke ihres den Anfang des menschlichen Geschlechtes um unzählbare Jahrtausende übersteigenden Alters und ein gewisser Eindruck von unbeweglich fester Gründung bringt auf das melancholische Gefühl des Nichts unserer körperlichen Form; zugleich erhebt sich die Seele, als wollte sie höheren Adel toter Größe entgegensetzen. In diesen Gedanken kommt man in das Oberhaslital, und am schaudervollen Rand finsterer Tiefen, auf gebrochenen zerrissenen Pfaden steigend und staunend, aus dem Boden der Fruchtbäume den Tannenwald hinauf, durch den gelben Enzian zu Arfeln und Bergrosen, zum Sevenbaum, zu den würzhaften, aber niedrigen Blumen der Schafweide, bis an steilen Wänden ungetreuer glatter Wasen Grenze scheint für die Nahrung des Viehs und für die Neugier des Menschen; sintemal über demselben unermeßliche Schneelasten die lebende Natur unterjochen, und jahrtausendaltes Eis Jungfrauhorn, Finsteraarhorn, Wetterhorn, Schreckhorn, Vieschaarhorn, einsame Firne dieses Alpenstocks, verhüllt. Aus einem Eisgewölbe ergießt sich die lautere Aare; so weit, breit und hoch das Auge blickt, ist Eis; tief in der Kluft blinken die größten Kristalle; kaum flieht hier eine Gemse und wohnt in dem Fels unzugänglich ein Lämmergeier; die Menschen haben ein paar Pfade, sonst ist ganze Tagreisen keine Spur des Fußes; man wird leicht in Eisschründe verschlungen und vom Stoß des wachsenden Gletschers unter Eis und Felsenschutt nach mehreren Geschlechtaltern endlich starr hervorgesenkt. So liegt alles Erdreich bis an den Gemmi begraben; der Gemmi steht

nackend, wie verwittert; Giftkraut ist hier fast erfreulich, weil es doch sein Pflanzenleben hat. Von der Höhe des Daubensees und von dem Engstelenalpgletscher führt an einer kahlen Felsenwand ein langer Pfad, oft von den Felsen gebrochen, oft von Wassern gehöhlt, hinab nach Adelboden. Zwischen dem langen Eistal und jenen Ufern des Thunersees, in den Bergen, welche dort am Niesenhorn und Stockhorn, westwärts in geringeren Höhen gegen den Lemanischen See, enden, liegt das Oberland, eine unglaubliche Menge neben- und ineinander laufender Täler, wo die Saane, die Simme, die Kander, der Engstelenbach und beide Lütschinen, aus vielen Bächen groß, den wilden ungleichen Strom und Runs, jegliche aus ihrem Tal, in die Aare oder den Thunersee führen. So hoch in das Gebirg, als Gras fortkommen mag, wohnen Hirten und Herden, indes Asien wüste liegt, weil das Glück des Oberlandes, Freiheit, ihm fehlt.

Johannes von Müllers Sämtliche Werke, 8. Teil.
Stuttgart und Tübingen, Cotta, 1832.

Fahrt ins Oberland.

So durch Münsingen eilte dahin und das fruchtbare
Wichtrach,
Immer auf ebenem Wege gerollt das lustige Fuhrwerk,
Unter der Mädchen Gesang und dem Hui des feiernden
Landvolks,
Welches, in Sonntagskleidern geschmückt, juchheiend des
Wegs kam.
Schimmernd fuhren vorüber im Flug die begegnenden
Scharen
Links und rechts; Baumgärten und Höf' und Wiesen und
Wälder
Nahten und schwanden, dem Blick ein Gemisch viel-
farbigen Zaubers.
Schon lag hinter dem Rücken versenkt Gurtinias Anhöh',
Neben dem waldumrauscheten Belp und dem tannigen
Langberg;
Und, jenseits des Behausungen rings durchschlängelnden
Aarstroms,
Nahte zur Rechten der Dom des weithinschattenden
Stockhorns.
Immer erhabener stieg, vorherrschend, im näheren
Hochland
Niesens spitziger Fels, die Naturpyramide der Alphöhn;
Und als über den bebenden Holzschwibbogen des Zuhl-
bachs
Rollte die Fuhr, stieg plötzlich empor, blickblendenden
Schneescheins,
Gegenüber der Gletscher Olymp in der Mitte die Jung-
frau,

Noch nur langsam lenkte hinab mit strafferen Zügeln
Helios dort das entflammte Gespann des strahlenden Wagens,
Als in das fensterglimmende Thun voll Feier des Sonntags,
Mitten ins frohe Gewühl einrasselte jetzo das Fuhrwerk.
Froh durch die Haufen des Markts und die rings vollwimmelnden Straßen
Fuhren sie, freundlich begrüßt von dem feingesitteten Stadtvolk,
Bis zu der unteren Stadt, wo, zum weitgepriesenen Freihof
Eingekehrt, sie den Abend am fröhlichen Mahle verscherzten,
Und durch erquickenden Schlaf sich stärkten zur morgenden Seefahrt.

J. J. Baggesen: „Parthenais“, 1. Gesang (Schluß).

Die Beatushöhle.

Rings von Gesträuch ist die Öffnung umblüht; zur Rechten des Eingangs
Strömt aus der innersten Schlucht ein Bach mit melodischem Murmeln
Durch labyrinthische Hallen hervor und stürzt von der Schwelle
Jählings mit Donner hinab in die lautaufheulende Tiefe.
Wölbend die Grott', einstürzenden Drohns, beugt hohl sich die Felswand,
Überhangend, dem Blick, der mit Angst von unten hinaufschaut,
Einem vom Himmel herab schwarzwogenden Donnergewölk gleich.
Aber am Rande des sprudelnden Quells blüh'n Alpenranunkeln,
Gritliblumen und Veilchen empor im bekräuterten Moosgras,
Und es erröten versteckt Erdbeeren im niedern Gebüsche.
Innen durchblitzt die schaurige Nacht der Kristalle Gefunkel;
Und aus der einzigen Öffnung erblickt durch schillernde Flechten
Grünender Zweig' und Eppiggehäng', anstaunend der Wandrer,
Gleichsam im magischen Spiegel, des Sees hellglänzende Küsthöhn.
Um und um herrscht hohe Natur; und der Ewigkeit Odem
Weht aus der innersten Kluft, durchrauschend die Zweige des Eingangs.

J. J. Baggesen: „Parthenais“, 4. Gesang.

Der Staubbach.

Wie, wenn gelind anfächelt der West, vom Gipfel des Mastbaums,
Vielgeschlängelt, im wechselnden Schwung der Wimpel herabschweift,
Bald in die Länge gestreckt, bald eingeschlürft im Geringel,
Fallend und wieder gehoben, ein Spiel des scherzenden Zephyrs;
Immer, wenn kaum er die Welle berührt mit der züngelnden Spitze,
Zuckt er zurück, flammt schillernd empor, und flattert am Himmel: —
Also schwebt in der wehenden Luft der ätherische Gießbach,
Mannigfaltig bewegt, vom Rand der ragenden Felswand
Hochabwallend, gefangen im Fall, nun hierhin, nun dorthin
Flatternd, ohne den Grund mit dem flutigen Schweif zu berühren.
Oben erscheint er als Strom, ein der Luft entstürzender Meerschwall,
Hoch in der Mitt' ein Gewölk, und unten ein weißlicher Nebel.
Denn in der Tiefe hinab des hundertklaftrigen Jähfalls
Löst sich die Woge verdünnet zur Wolk' und verdünstet als Rauchdampf.
Nur hoch oben donnert er stets und droht in dem Herstur

Alles mit reißender Flut zu verschwemmen; allein es verwandelt
Sanft sich in Milde die Wut und er netzt, staubregnend, das Hüglein,
Daß auch die zartesten Kräuter des Frühlings unter ihm aufblühn.

J. J. Baggesen: „Parthenais", 4. Gesang.

Die Jungfrau.

Aber sie kehrten den Blick nordwärts. Wie jetzo gen Süden
Alle sich wandten, o Wonn'! o Bezauberung! strahlend im Vollglanz,
Sie nur, enthüllt von dem Scheitel zum Fuß, trat mitten im Nebel
Zwischen verschleierten Bergen hervor die ätherische Jungfrau,
Dreimal höher und näher und herrlicher in dem Alleinlicht.
Hoch auf dem ewigen Thron, zwar höher und höher bisher war
Ihnen erschienen die hehre Gestalt, doch stets nur gelagert;
Jetzo stand sie, begegnenden Blicks, ganz waltende Göttin,
Hoch in dem Himmel das strahlende Haupt, den Fuß in dem Abgrund,
Hell, im Gewande des Schnees, mit ewigem Eise bepanzert;
Und um die schimmernde Stirn erschien, durchfunkelnd den Äther,
Wie, wenn Urania winkt, ein Glanz des heiligen Urlichts.
Hinter den Wolken verbarg sich ein Kreis aufragender Berge,
Welche zur Seit' ihr stehn, gleich dienenden Opferpriestern,
Alle verhüllt vor dem Blick der Erhabenen, knieend im Dunkel.

Feierlich, furchtbar, allein in der ringsverhülleten Schöpfung
Stand sie; und gegen den Thron, den kristallenen, brandeten, hochauf
Schwellend, von Ferne gewälzt, die dichtanwogenden Wolken;
Aber sie prallten zurück, wie Okeanos Fluten im Androhn
Rückwärts stürzen vom einsamen Fels des hohen Poseidon.
Um sie schwieg der unendliche Raum, und unter dem Thron ihr
Sank die verschleierte Welt, und die Zeit stand still bei dem Anblick.

J. J. Baggesen: „Parthenais", 8. Gesang.
Jens Baggesens Poetische Werke in deutscher
Sprache, Leipzig 1836.

Der Staubbach.

Gebenedeite Quelle,
In deinen hellen Düften
Zeigt, lüftend sich den Schleier,
Uns freier ihr Gebilde
Die Milde der Natur,
Durch meines Lebens Qualen
Sind Strahlen viel von oben
Gewoben; doch erschienen
So sühnend ist mir keiner
Als Staubbach, deine Spur!
Was ich, seit ich's verloren,
Erkoren bin, den Brüdern
In Liedern zu entsiegeln,
Der Spiegel heil'ger Minne
Entrinnet, Quell aus dir!
Drum wolle auch den Meinen
Erscheinen und sie kühlen
Im Schwülen und sie netzen
Und letzen, wie du Segen
Entgegenträufelst mir!
So fleht' ich im Gebete,
Als es mir wehte leise
Gesäusel aus der Säule,
Die, zweigeteilet, stäubend
Und süß sich sträubend, kreist.
Und im Gesäusel lebte,
Und schwebt' in Silberflocken,
Ein Locken, wie den Reinen
Erscheinen, die geschieden

Des Friedens heil'ger Geist!
Und siehe, da entsprangen,
Umschlangen sich und schwammen
Zwei neuentglommne Sonnen,
Entronnen aus den Wogen
In Regenbogenpracht!
Auf den Goldstaub des Baches sie sprungen,
Beide siebenfachfarb'gen, und klungen,
Eh' sie auf vom Staubbach sich schwungen:
„Halleluja, es ist uns gelungen!
Uns die Treuen, seit dem Feuer entrungen,
Hielt der Quell, der diamantne umschlungen;
Das Gewässer, wir habens bezwungen
Und eilen zur bräutlichen Nacht!"

Zacharias Werner's Poetische Werke,
Grimma 1840, 1. Bd.

Der Gemmi.

Kein Berg ist wohl so verschrieen als der Gemmi, über welchen der merkwürdige Paß aus dem Kanton Bern nach den Bädern von Leuk in Wallis führt. Unter allen denen, die in den Sommermonaten über diesen Berg gehen, reiten oder sich tragen lassen, um in jenen kräftigen Heilquellen ihre verlorne Gesundheit wieder zu finden, sind wenige mit den Schrecknissen der Alpennatur vertraut oder nur bekannt. Den meisten ist alles, was sie auf dieser Reise sehen, neu und fürchterlich. Durch die, für Schwächliche und Ungeübte allerdings nicht geringen Mühseligkeiten und durch die Furcht, die solche Personen bei einigen Stellen ergreift, wo man in der Tat mit Vorsicht und Behutsamkeit hintreten muß, kommen in ihre Schilderungen des Gemmipasses viele ungeheure Bilder des Scheußlichen und des Gefahrvollen, die denn doch großenteils verschwinden, wenn man als geübter Alpenwanderer, mit einer hinreichenden Dosis von physischer und moralischer Gesundheit ausgerüstet, diesen Schauplatz des Schreckens betritt. Auf der andern Seite gehen indessen manche wieder darin zu weit, daß sie das Grausenerregende und Gefährliche des Gemmipasses hinwegleugnen wollen. Die Wahrheit liegt, wie gewöhnlich, auch hier in der Mitte, wovon der Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes, der diesen Berg neunmal bestieg und ihn bei Sonnenschein und Nebel, Regen und Schnee, bei Donner und Hagel kennen lernte, sich jedesmal überzeugt hat. Vom Schwarrenbach gelangen wir auf einem zwischen vielen herabgestürzten Felsblöcken hindurchführenden sehr holprichtem Wege nach

einer halben Stunde auf die Höhe, wo der Anblick des Daubensees uns schauerlich überrascht. So viel in den Ebenen der Reiz und die Lieblichkeit einer Landschaft durch den Spiegel eines Sees gewinnt, so sehr vermehrt hingegen auf den Einöden der Berge ein See das Schauervolle und Grausenerregende derselben. Alle Bergseen, die ich kenne, ohne Ausnahme, haben diesen Charakter und stimmen die Seele des Wanderers zu düsterer Melancholie. Keiner von allen aber mehr als der Daubensee, eine trübe, dunkle Wasserfläche, zu welcher auf der einen Seite die kahlen, schwarzen Felswände sich senkrecht absenken, während auf der andern von den höchsten Gipfeln über den Schieferboden einzelne Schneeflächen sich herunterschieben, in dem Verhältnis, wie ihr unterer in den See hineinhangender Saum von den Wellen verzehrt wird. Unwillkürlich wird man hier von einem unnennbaren, unheimlichen, bangen Gefühl ergriffen, welches einen nicht eher verläßt, als bis man an dem traurigen See vorüber ist. Zudem ist der schmale Weg längs dem See, zumal da, wo jene schräg in den See hinunterlaufenden Schneeflächen quer überschritten werden müssen, nicht ganz ohne Gefahr und daher mit besonderer Vorsicht zu betreten.

In einer Einbiegung des Berges steht nämlich hier das seltsame merkwürdige Wirtshaus, der Schwarrenbach genannt. Durch zwei kleine in die tiefen Mauern tief eingelassene Fensterchen, mit kleinen, runden, trüben Glasscheiben, fällt das Tageslicht nur kärglich herein, das auch an den schwarzen rußigen Wänden eben keine, die Heiterkeit mehrende Rückstrahlung finden kann.

A. W. Schlegel: „Alpenrosen" 1813.

Am Schmadribach.

Ein Anblick wie dieser gehört zu den prachtvollsten unseres Hochgebirges, und mit Verwunderung bemerkten wir, daß auch gar keine Beschreibung noch von diesem unvergleichlichen Schauspiel entweder herausgekommen oder uns bekannt geworden. Wir saßen jetzt um zwei bis drei Dutzend Schuhe über dem Bette des Baches an seiner linken Seite in einer Region des Berges, die, von Tannen und hochstämmigem Laubholz entblößt, nach dem schauerlich nackten Felsengebiete und den Eisgefilden die oberste Grenze bildet. Der hohe Klippensatz, über welchen der Wassersturz niederschießt, machte, schwarzgrau gegen den reinen wolkenlosen Himmel, unseren Horizont. Wir standen zu nah, um die Schneewände und Schneegipfel gewahr zu werden, die dem Bache den Ursprung geben. Er schien nach dem homerischen Beiwort von Zeus oder vom Himmel herfallend. In neun unterschiedenen, jetzt größeren, jetzt kleineren Wasserstrahlen, warf er sich spielend, aber spielend mit Würde, von der schönen, abgerundeten Felswand hernieder. Alsbald zersplitterte er sich auf den zahllosen Kanten und Absätzen des Gesteins in tausend flüchtige Blasengebilde. Mit unbeschreiblichem Getümmel wechseln und trennen und verbinden sich in stäubendem brausendem Wirrwarr die milchweißen dunstigen Wasserflocken. Immer mehr von allen Seiten vereinigen sie sich in dem schrägen Trümmerbecken, das kaum einen Augenblick dieses Gewoge zu halten vermag. Auf beiden Seiten sind am Fuße des Falles Schuttkegel aufgehäuft. In der Mitte hat der Wellendrang sich offene Bahn bereitet. Die Fülle des Wassers schien mir der-

jenigen des Reichenbaches gleich zu sein, und noch rinnen vereinzelte Bächlein rechts und links von dem großen Sturz nach dem allgemeinen Sammler hin. Man glaubt, einen gewaltigen Heereszug mit zerstreuten Plänklern auf beiden Flügeln vom Gebirg in das Tal brechen zu sehn. Der ganze Anblick würde für unvergleichlich gelten, wenn nicht er selber um einige Stufen unterwärts an diesen Abhängen noch herrlicher wäre.

J. R. Wyß, der jüngere: „Reise in das Berner Oberland", 2 Bde. Bern 1816 u. 17.

Die Jungfrau am Abend.

Das Ganze der umgebenden Natur rüstete sich zu einem Auftritt von großer Herrlichkeit. Drunten, etwas rechts vor uns hin, über der Kluft des Trümmletentales stockte dichtes und schwarzes Gewölk, dessen oberer Saum jedoch weißlich und kraus gegen uns herleuchtete; dumpfes Gebrause, wie jedesmal zu Nacht auf unsern Gebirgen, brachte in feierlichem hohlem Zusammenklang das Rauschen von zahllosen Bächen aus der Niederung an unser Ohr. Es war wie das ferne Sausen des Sturmwindes auf Lena, wie das Seufzen der Wälder von Morven bei Ossian. An der Jungfrau schwebten Nebelgestalten, der Nachzug des sinkenden Gewitters, welches hinab zu Tale drang. Einzelne Blitze züngelten wie Schlangen des Abgrundes aus der wolkichten Tiefe himmelwärts gegen uns empor. Der Donner, als wenn er sich scheute, den furchtbaren Widerhall dieser Felswände zu erwecken, brummte zürnend aber gedämpft den zackichten Strahlen nach. In ruhiger Klarheit, doch matter und geistiger zwischen finsteren Schluchten, heller an den überragenden Kanten, breitete die Jungfrau in dem weiten Schneegewande sich aus, und himmlischer Friede lag auf ihren Gipfeln, als wenn sie die heiteren Sitze der Seligen wären. Links an der aufgeschichteten Masse ließ der Himmel sich schwarzblau und sternenlos sehn; aber rechts schwebte die Scheibe des Mondes mit goldenem Glanz in den unbewölkten Äther hinein, schien kosend eine Weile sich an die Titanin hinzulehnen, trennte dann schweigend von ihr sich ab, und schaute nun, göttlich ernst, göttlich mild, auf das Gewitter in der Unter-

welt, wo die Nacht des Orkus schien entfesselt zu sein, und doch, wie beschämt vor dem hohen Himmelsgestirn, nicht aufzusteigen wagte nach den Lichtgefilden des höheren Gletscherhangs.

J. R. Wyß, der jüngere:
„Reise in das Berner Oberland". 2. Bd.

Berglied.
Zum Beginn einer Alpenreise.

Auf, den Bergstock in die Hand,
Lustig auf ins Alpenland! —
Nicht geschont den Nagelschuh!
Frisch auf Berg' und Felsen zu! —

Fahre wohl, du schöne Stadt!
Bin von Herzen deiner satt.
Treibst mir eben gar zu viel
Tändelei und Possenspiel.

O, wie Gottes freie Welt
Meinem Auge wohlgefällt!
Überall auf Wald und Flur
Eines guten Vaters Spur! —

Hui, wie geht's im Fluge fort! —
Schau zurück am Hügel dort:
Unsre teure Stadt — mit Gunst —
Ist fürwahr ein blauer Dunst.

Doch nun vorwärts, aufgeseh'n! —
Wie so mächtig, wie so schön! —
Aus der grauen Nebel Meer
Steigt der Berge Riesenheer!

Nicht zu stolz, ihr Großen ihr!
Traun, vor Abend tanzen wir,
Stünd' er zweimal gleich so hoch,
Lachend auf dem Kopf' euch doch. —

Eingelenkt nun in das Tal!
Rauh schon wird der Pfad und schmal.
Sachter jetzt und fester jetzt
Fuß und Bergstock angesetzt!

Laß dir Zeit, mein freudig Herz,
Blick' hinauf und niederwärts! —
Sieh' die Wunder Gottes an
Auf der wilden Alpenbahn!

Über Wolken sprosset hier
Tausend edler Blumen Zier,
Und balsamisch füllt die Luft
Ihres Kelches süßer Duft.

Nieversiegend Wasser saust,
Und Lawinen-Donner braust;
Lämmer weiden hier im Klee,
Drüben starret Eis und Schnee.

Mutig, mutig! federleicht
Wird des Berges Haupt erreicht;
Denn, was Leib und Seele drückt,
Ist ins tiefe Tal entrückt.

O, dort oben, welche Lust
Wird sich regen in der Brust!
Alpensteigen ist von Art
Eine halbe Himmelfahrt.

J. R. Wyß, der jüngere: „Alpenrosen". 1813.

Silbenrätsel.

Kommst mit der ersten du beladen
Als Wandrer an den Ort der Rast,
So magst du dich im zweiten baden;
Wenn du dich dann erquicket hast,
Willst du den kurzen Weg nicht scheuen
Am Fall des Ganzen dich zu freuen.

„Alpenrosen" 1837. (Wahrscheinlich aus dem Nachlaß von J. R. Wyß, dem jüngern.)

Die Jungfrau.

Eine geognostische Bemerkung.

Mag Phoebus auch dich noch so glühend grüßen,
Du bleibest felsenhart und kalt.
Das zeigt: du sei'st entsetzlich alt,
Da junge Damen sonst beim ersten Blick zerfließen.

J. R. Wyß, der jüngere: „Alpenrosen" 1814.

Am Staubbach.

Je tiefer man nach Lauterbrunnen hineinkommt, desto steiler und seltsamer geformt werden die Felsen und häufiger die stürzenden Bäche, bis man endlich das fröhliche Bergtal selbst erreicht mit seinen zerstreuten Hütten, schimmernden Wiesen und unerschöpflichen Wasserfällen, die wie lautere Brunnen von den Höhen hinabsteigen und dem Lande den Namen geben. Wir sahen den Staubbach schon in geraumer Entfernung, und aus der Ferne schon gefiel uns das sanfte Heruntergleiten seiner sich unaufhörlich verfolgenden Wellen. Wir eilten hinzu.

Auf einer senkrechten Höhe von neunhundert Fuß schießen zwei Ströme Wasser über die Felsen hinaus und vereinigen sich bald in eine bewegliche Wassersäule, wovon nur ein kleiner Teil sich an einer Klippe bricht, das übrige aber in freier Luft sich in Millionen Perlen ausbreitet und zuletzt, in einen schimmernden Staub verdünnt, teils auf eine beträchtliche Weite die Matten umher mit einem immerwährenden Tau benetzt, teils sich in einem tiefen Wasserbecken voll glühender Regenbogen wieder sammelt. Genau so sahen wir den Staubbach; ich möchte nichts übertreiben. Er ist nicht groß durch einen unaufhaltsamen wilden Strom, der sich an schönen Felsenmassen schäumend und mannigfaltig bricht, oder durch seinen Donner die Erde bewegt und die Töne des menschlichen Erstaunens verschlingt. Aber er ist erhaben durch seinen himmelhohen Fall, durch die großen Wassermassen, welche sich weiß und weich wie Milch in ewiger Folge aus der Höhe hinabdrängen, durch sein

allmähliches Hinschwinden in Nebel und durch das Feuer seiner Regenbogen, besonders aber durch sein mit der Sanftheit des Ganzen so harmonisch übereinstimmendes, leises zartes Geräusch, das nicht von einer einzelnen Stelle herkommt, sondern den Zuschauer allenthalben wie Stimmen der Geister zu umgeben scheint.

Ulrich Hegner: „Isis", eine Monatsschrift, Zürich 1805, 1. Bd.

Auf der Reise 1812.

Gleiten im Schifflein über den See und schauen, wie friedlich
Menschenwohnungen sich sonnnen am grünen Gestad,
Wie mit silbernem Haupt hinan zum Azur der Lüfte
Berge steigen von fern, mächtig als Säulen der Welt;
Wandeln im Tale durch blühende Auen am rieselnden Bache,
Hören des Hirten Gesang, preisen sein leichtes Geschäft;
Steh'n, gleich einer Handvoll Kinder, mit frohen Gefährten
Auf dem Gipfel des Berges, unten unendliches Land;
Oder sich wenden auf einsame Felsenpfade, verlassend
Alles Leben der Welt, hüllend in Grausen sich ein,
Wo die Gletscher krachen, die Adler schreien, die Bäche
Stürzen, die Lawine sich wälzet mit donnerndem Sturm;
Wieder hinunter dann zu hochgetürmeten Städten,
In des Lebens Gewühl, in der Geselligkeit Kreis; —
Glücklich der Wanderer, der, sei's auch am Stabe der Mühe,
Alle die Herrlichkeit schaut, sein ist ein edles Gefühl!
Aber ihm helfen nicht Berg', ihn trösten nicht Täler noch Seen,
Denkt er nicht freudig wie wir an die Heimat zurück!

Ulrich Hegner: „Alpenrosen" 1815.

Der Aarfluß.

Ruhig fleuß in deiner Wiege
Aus des Gletschers stillem Dom!
Rausch' als Jüngling, hüpfe, fliege
Durch die Welt ein wilder Strom!
Treib' als Mann des Fleißes Räder,
Wässere das Fruchtgefild!
Stirb als Greis in Ruhe! Jeder
Sieht da seines Lebens Bild.

J. R. Wyß, der ältere: „Alpenrosen" 1827.

Ahasverus auf der Grimsel.

Der Berg erstarrt von Schnee und Eis,
Kein Halm ist mehr zu finden,
Und auf des Geistes irr Geheiß
Kehr' ich zu diesen Schlünden.

Ich wand're sonder Rast und Ruh
Durch achtzehnhundert Jahre,
Und mein Gewissen treibt mich zu
Und nimmer doch zur Bahre.

Gestorben ist der Fichtenwald,
Verwittert sind die Zinken;
Nur grauer Winter, alt und kalt,
Steht da, mir graus zu winken.

Rings liegt sein leichenblaß Gewand
Auf Fels und Grund gebreitet,
Und drauf hat er mit starrer Hand
Den Gletscher ausgespreitet.

Wie Schädel donnern rings herab
Viel tausend Schneelawinen,
Und reißen in ihr rollend Grab
Zerschmetterte Ruinen.

Doch dieses Winters wilde Macht
Wird dennoch einst bezwungen,
Wenn der, den frevelnd ich verlacht,
Sich neu herabgeschwungen.

Dann stürzt der Gletscher donnernd ein,
Dann muß der Schnee zerfließen,
Und an der neuen Sonne Schein
Der Blumen Fülle sprießen.

Wenn alle Welt dann froh erwacht,
Entbunden ihrer Sünden,
Dann geh' ich ein in Grabesmacht,
Um endlich Ruh zu finden.

Karl Witte, Sohn: „Alpenrosen" 1820.

Im Berner Oberland.

Genug, ich eile zu dem stillen Glücke
Des Haslitales aus der Berge Schlund,
Mein Blick begegnet wieder Menschenblicke,
Und Sänger tun sich aus den Zweigen kund:
Den Reichenbach mit seiner Farbenbrücke
Schau' ich und Meiringen im milden Grund,
Beschattet von der Eichenwipfel Krone,
Welch' andre Welt und welche schönre Zone!

Nicht dich vergeß ich, Flur der Hirtenfeste,
Dich Interlakens Paradiesesau
Und deiner Schattenstämme breite Äste,
Der hohen Jungfrau stolzen Riesenbau,
Unspunnens alte, baumbewachs'ne Reste
Und beider Seen ruhigwogend Blau,
Wo sich der See am Ruderwirbel weidet,
Wenn eine Gondel durch die Wogen schneidet.

Und südwärts wend' ich mich aufs neu', gewahre
Den Staubbach, flatternd hier vom Fels so wild,
Die Kön'gin dort mit blendender Tiare,
Drauf wies mir Thuns romant'scher See mein Bild.
Die Stadt liegt malerisch am Strand der Aare,
Umblüht von einem lockenden Gefild;
Vom hohen Kirchhof sieht der Blick mit Freuden
Der Reben Grün und die beblümten Weiden.

Aug. v. Platen: Aus „Schweizergemälde".
Ausgabe von Koch u. Petzet,
Hesse & Becker, Leipzig.

An die Diana des Niesen.
Von den Jägern der Müllimatt
1825

O Göttin, die du stets geleitest
Des Jägers Gang durch Feld und Wiesen
Und gern das Hochgebirg beschreitest,
Die Blümlisalp und unsern Niesen,
Und allen stets dich hold erwiesen,
Die dir, des Städtelebens satt,
Auf wald'ger Berge Rücken huldigen:
Was zürnst du deinen ungeduldigen
Verehrern auf der Müllimatt?

Auf daß uns froh dein Auge nicke,
Dein heil'ger Grimm uns endlich schone,
Wie gerne lenkten wir die Blicke
Hinauf zu deinem höchsten Throne,
Zu jener keuschen Gletscherzone,
Die dir den Namen hat geraubt;
Doch Nebel, ach! sich ewig häufende,
Von allen Seiten niederträufende,
Umwehn der Jungfrau Strahlenhaupt.

Wir ziehn dem Regenguß entgegen
Und weih'n dir manchen Tag und Morgen;
Doch keine Schnepfe will sich regen,
Und alle Hasen sind verborgen:
So kehren wir denn stets in Sorgen
Von mancher eitlen Fahrt zurück,
Die Müh' und Schweiß genug uns kostete,
Und unsre Flinte, die verrostete,
Ersehnt umsonst ihr altes Glück.

Zwar läßt sich manches in den Lauben
Der schönen Müllimatt erwerben:
Bei holden Frau'n, beim Saft der Trauben,
Beim Duft so vieler Blumenscherben,
Hier ließe leben sich's und sterben;
Doch, Göttin, sieh, zu dir nur schau'n
Wir hoffend auf, zu deinen luftigen
Und wilden Höh'n von diesen duftigen
Gewächsen, diesen schönen Frau'n!

Laß dich von unserm Flehn erweichen,
Und sei mit uns in diesen Tagen:
Das Höchste wollen wir erreichen,
Die pfeilgeschwinde Gemse jagen;
Es wird uns kein Gewehr versagen,
Wenn du uns schützen willst, o du!
Sei gnädig unserer Verwegenheit,
Erspähe selbst uns die Gelegenheit
Und jag' uns alle Gemsen zu!

Und wenn du uns vor Schmach mit diesen
Geschenken deiner Gunst gerettet,
So möge dir am Rand des Riesen,
Auf Alpenrosen hingebettet,
Erscheinen, was dich ewig kettet:
Auf daß du senkst den Wogenthron,
Erscheine dir ein hingesunkener,
Von Lieb und Wein und Schlummer trunkener,
Ein schnarchender Endymion!

Aug. v. Platen:
Aus „Vermischte und Gelegenheitsgedichte".

Ein Morgen auf der Wengern-Alp.

1.

Allein mit den Bergen.

Es grüßt sich leise Tag und Nacht,
Noch ist die Erde nicht erwacht,
Ich kann hier oben ganz allein
Mit euch, ihr großen Berge, sein.

Ich möchte mit euch reden hier;
Ihr Berg' und Firne, betet ihr?
Ich möchte mit dir beten gern,
Du feierliches Volk des Herrn.

O du Gemeinde, still und groß,
Nimm du mich auf in deinen Schoß;
Es ist so heilig, heilig da,
Hier oben ist der Herr so nah.

2.

Der Sonnenaufgang.

Ein Schauer wehet durch die Welt,
Die Berge Gottes harren still
Und sehn gen Morgen, ob der Held
Nicht bald die Bahn betreten will.
Sie stehen vor Erwartung bleich,
Als harrten sie auf Christi Reich;
Die Häupter heben sie empor,
Als breche bald ihr Heil hervor.

Und dort an jenen fernen Höhn
Erglänzte schon ein lichter Rand;

Sie sind die ersten! o wie schön
Krönt ihre Stirn ein golden Band!
Steh aufrecht Eiger, ernster Mann,
Bereite dich, dein Tag bricht an!
Du bleiche Jungfrau, freue dich!
Es naht dein Helfer königlich.

Sie harren still, sie harren bang,
Im Schmerz erbleichend immer mehr.
O Held, wie weilest du so lang!
O Herr, wie zauderst du so sehr! —
Und endlich naht ein erstes Licht,
Und Ahnung glänzt im Angesicht;
Und noch ein Schein! — die matte Brust
Wird heitrer Hoffnung sich bewußt.

So langsam, langsam nur entsteigt
Der Nacht die harrende Gestalt,
Bis sich der letzte Schleier neigt
Und Gottes Licht sie überwallt.
Es ist ein stilles Auferstehn,
Ein feierlich Entgegengehn,
Es ist ein wonnevolles Bild,
Das viele bange Zweifel stillt.

Abel Burkhardt: „Alpenrosen" 1837.

Schweizerische Dichtung.

Daß jenem Genius, der „Alpenrosen" bringt,
Und im Naiven sich zum Liedergipfel schwingt,
Nur Weniges im Tiefsentimentalen
Und selten was in hohen Idealen
Des Epischen und Tragischen gelingt; —

Das wundert euch? mich nicht. Hoch über allen Thronen
Der Erd' und näher schon den Himmelskronen
Glaubt er sich im erhabnen Adlerflug
Durch freier Firnen Äther hoch genug
Und schwingt sich nicht in höh're Regionen.

Zwar ist im Geistigen auch die Bemerkung wahr,
Daß höher steigt der Luftball als der Aar;
Doch tadelt nicht darum des letztern Schweben,
Weil über sich er nicht sich mag erheben.

Er bleibt sich treu und hält, was er verspricht —
Woran's dem Luftball oft gebricht;
Sein Flug, besonnen zwar, ist frei und munter:
Verliert ins Blau' er sich auf Hochdeutsch nicht,
So purzelt er auch nie deutschplatt herunter.

J. J. Baggesen: „Alpenrosen" 1824.

Charade (Fabel).

Das Ganze triffst du viel auf Erden:
Ein Blümchen, wonnigzart und fein.
Es pflegt das Zweite gern zu werden,
Noch geizend nach des Ersten Schein.
Und mit der schönen Blume streute
Die höchste Seligkeit und Lust —
Sie sei das Ganze oder Zweite —
Der Himmel in die Menschenbrust.

Zur goldenen Zeit, da noch die Götter,
Dem Menschen liebend zugesellt,
Als Rächer jenem, dem als Retter
Verweilten auf der schönen Welt;
Da sah einst in des Haines Stille
Apoll das Ganze, wunderschön
Erglänzend in der Glieder Fülle
Und stolz an ihm vorübergehn.

Ein gleich Geschick traf manche Spröde
Ringsum bei ihrem Zauberthron.
Und liebend zu der grausen Öde
Gelangte kein Pygmalion.
Und ob mit heißen Liebesküssen
Sie Phöbus jeden Tag umfängt,
Den Panzer darf sie doch nicht missen,
Der kalt um Schoß und Busen hängt.

Wohl treibt des Gottes Glutverlangen,
Sein Blick voll süßer Minnelust,
Ein glühend Rot auf ihre Wangen:
Doch fühllos bleibt die starre Brust.

So weilt sie nun seit Ewigkeiten
Im prächtigen Gewande da;
Und zählt die Formen und die Zeiten,
Die sie entstehn und schwinden sah.

Im Wonnekelche ihrer Augen
Verirrt sich schnell sein trunkner Blick,
In Liebe dort sich einzusaugen,
Berauscht mit niegeahntem Glück.
Und sehnend folgt er ihrem Schritte,
Sie um Erhörung anzuflehn;
Umsonst! er sieht die zarte Bitte
Der Minne schnöd und kalt verschmäh'n.

Gequält von namenlosem Leiden
Beschwört er nun den hohen Zeus:
„Gib, Vater! ihr, statt Liebesfreuden,
Ein Brautgewand von Stein und Eis!"
Da nickte Zeus dem teuren Sohne
Sofort Gewährung freudig zu. — —
Die Schöne auf dem Demantthrone,
Sie starrt noch heut in stolzer Ruh.

Ihr lieben süßen Huldgebilde,
Die ihres Namen Zierde schmückt:
Eilt her in Uechtlands Hochgefilde,
Wenn Torheit euch das Herz berückt:
Da seht die warnenden Gestalten
Der Schönen voller Stolz und Hohn!
Und lernt, wie strafende Gewalten
Dem schnöden Sinne Rache droh'n.

Aus „Alpenrosen" 1817.

gez. (D r h m) Der Verfasser ist nicht festzustellen.

Das Denkmal am Thunersee.

In der Berge tiefem Kessel
Zwischen Blüte, Wald und Schnee,
Ein Gefangner in der Fessel,
Ruht und brütet grimm der See,
Kann nicht blühen, kann nicht blühen,
Kann nicht grünen, kann nicht blühen,
Darf nicht mit dem Flusse ziehen,
Muß nur ewig stille stehn.

Darum wirft er blasse Wellen
Hoch empor in Zorn und Neid,
An die Ufer will er schwellen,
Streifen weg ihr buntes Kleid;
Knickt in Gärten Rosen, Lilgen,
Bricht die Bäume mit der Frucht:
Alles Leben möcht er tilgen,
Leckt nach ihm in Tal und Schlucht.

Um verborg'ne Felsenriffe
Läßt er stille Wasser stehn,
In die Tiefe zieht er Schiffe,
Die ein freudig Segel blähn,
Und mit seinem breiten Rücken
Deckt er alle Trümmer gleich,
Legt sich hin und schläft in Tücken,
Wie ein frommer Gartenteich.

Und der West mit leichten Flügeln
Koset an dem stillen Strand,
Und der Hirte von den Hügeln
Wagt sich an den hellen Strand.

Wagen rollen, tief im Gleise,
Längs dem Ufer, ungestört;
Frauen wandeln, Kinder, Greise,
Keine Welle sich empört!

Sieh! da nahn, den Kranz im Haare,
Mägdlein zwei und Knaben zween;
Heil dem schönen Doppelpaare,
Lieblichers ward nie gesehn!
Jene schwarzgelockt, er golden,
Diese blond, er braunumwallt,
O wie selig ziehn die Holden,
Während Brautgesang erschallt.

Und am Ufer, festgehalten
Von dem See, der spielend quillt,
Bleiben stehen die Gestalten
Und beschaun ihr feuchtes Bild,
Lauter Leben, lauter Blüte
Spiegelt sich in seiner Flut,
Lauter Liebe, lauter Güte:
Jetzt erwachet seine Wut.

Seine grüne Woge blitzet,
Wie ein Auge neidisch grollt,
Seine wilde Flut, sie spritzet,
Wie von Stürmen aufgerollt;
Strecket nach den süß Umschlungnen
Ihren Wellenarm heraus,
Fährt zurück mit den Bezwungnen,
Und begräbt sie mit Gebraus.

Und nun dehnt in bösem Schlummer
Wieder friedlich sich die Flut,
An dem Rande weint der Kummer
Und verzehrt sich Schmerzens-Glut.
Treuer Eltern Hände mauern
In das Ufer einen Stein,
Graben unter Tränenschauern
Vier geliebte Namen ein.

Doch der See stemmt sich dawider,
Und das Denkmal stehet kaum,
Als er halb es zwinget nieder
In den trüben Wellenschaum.
Und der graue Stein erzittert
Seit Jahrhunderten vom Stoß,
Und mit Namen, die verwittert,
Hängt er in der Wasser Schoß.

„Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern", historisch dargestellt von vaterländischen Schriftstellern mit einer historischen Einleitung von Prof. J. J. Hottinger in Zürich und herausgegeben von Professor Gustav Schwab in Stuttgart. 3 Bde. Chur, 1828, 1830 u. 1839. Bd. 2.

Erinnerung an Grindelwald.

Am stillen Abend, wo nur die Herde tönt
Und die Lütschine mutig durch Felsen braust,
Da wandr' ich, mit den schönen Träumen
Wieder den mächtigen Gram bekämpfend.

Die Brünnlein plätschern nieder am Felsgeheg:
Im Ahornschatten schlummert die Sennerei,
Und von der Sommerwiese kommend
Grüßt mich der Schweizer, vorüberwandelnd.

Der ernste Eiger blühet im Abendrot,
Die hellen Wölkchen spielen ums Wetterhorn,
Und schneebleich, eine weiße Leiche,
Starrt auf dem Metten das lange Schreckhorn.

Was hör' ich? grau'nvoll bläst es und wunderbar,
Ein Senn' am Felsweg lächelt und deutet mirs:
Es bläst im Firn und sprengt die Spalten;
Wandelt nur weiter! Ihr seid gesichert!

Warum an euch nur denk' ich, an euch allein?
Ihr liebt die Heimat, der ich umsonst entfloh;
Denn ach! in ungeheuern Weiten
Ward es nicht stiller im müden Herzen.

Ihr flieht die Ferne, die oft verzweifelten
Genuß fürs Opfer zärterer Wonnen gab;
Ich wüt' im Sturm durchs Meer des Lebens,
Da ihr es schöpft an der stillen Quelle.

Euch ist die sanfte Stimme der Kindheit nicht
Dahin! es wiegt das Kind sich noch ungekränkt
Im warmen Jüngling, und die Liebe
Labt euch, die heil'ge, die mich nicht stillte.

Da rinnt das Wasser klar um die Kiesel hin,
Und du bist mein, du heimisches! rufet ihr;
Es fliegt der Vogel überm Walde,
Fliege, du heimischer! bist der meine!

Ach diese Kinderwonnen, wie kenn' ich sie!
Ihr trauert? bleibet! liebt mich! ich kenne sie!
Die Taube flog vom Heimatdache,
Schweiget — es kommen herab die Adler!

Den Geist, der in mir schaffet, o nennt ihn nicht!
Den Geist in euch, den bleibenden, nennt ihn nicht!
Der alte Urfels, den ich kenne,
Spottet der Namen, die sie ihm geben.

Wilhelm Waiblinger: „Alpenrosen" 1827.

Meiringen.

Wie bezaubernd! es liegt in nächtlicher Stille der Kirchet,
Über den mich des Pfads einsame Felsen geführt.
Dunkel und schweigend ruht im ersten Schlummer das Hasli,
Träumend wandelt die Aar unter der Brücke dahin.
Nächtlicher wird's, denn der Schatten umfängt mich des mächtigen Nußbaums,
Felsen und Sterne verbirgt laubigt Gezweige dem Blick.
Himmel! der Schatten erstirbt, und die Blätter glänzen und Wiesen,
Schaurigen Wipfeln entsteigt wieder der traurende Mond.
Was erblick' ich? es blinkt ein Lichtchen aus lieblicher Hütte,
Und der bescheidene Glanz hellet das üppige Laub.
Einsam grast noch ein Roß im schattenden Wiesengehege,
Langsam erhebt es sein Haupt, da es den Wanderer hört.
Über der Felswand Nacht türmt hoch in duftigem Schneelicht
Heiter des Wetterhorns glänzende Säule sich auf.
Meiringen! ja du bist's, in heiterer Fülle des Nußbaums
Schimmert des Kirchturms Dach unter dem finsteren Wald.
Singend wandelt mir schon ein Schweizermädchen entgegen,
Und mit lächelndem Gruß hüpft sie zur Hütte hinein.
Halb erkennbar im wechselnden Schein, mit verhallendem Donner
Flattern des Reichenbachs silberne Strahlen herab.

Ach, ist's Ruhe, was mild, wie des Mondlichts kindliche Klarheit,
Mir das verwilderte Herz wieder belebend erwärmt?
Bist du's, den ich erkenne, du Geist der heiligen Stille,
Allgeheimer, dem nur freudige Herzen sich nahn?
Der so schweigend im bläulichen Licht, auf schimmernden Bergen,
Über dem schattigen Tal, über den Wassern erscheint?
Ahn' ich es doch, was dem Geist, dem verachtenden, lange geheim blieb:
Mutter bist du, Natur, einzig fürs stillere Herz!

Wilhelm Waiblinger: „Alpenrosen" 1827.

Sonntagmorgen auf dem Thunersee.

Des Schiffes Glocke läutet
Zur Abfahrt auf den See,
Die Flagge wallt und deutet
Hin auf der Alpen Schnee.

Zur Kirche rufen eben
Die Sonntagsglocken auch,
Da möcht' ich mich erheben
Nach frommem Christenbrauch.

Doch sieh, schon hat von hinnen
Das Schiff mich fortgerafft,
Und zwischen Felsenzinnen
Enteilt's in Dampfeskraft.

Schon dehnt im weichen Bette
Der blaue See sich aus.
Auch hier ist heil'ge Stätte,
Auch hier ist Gottes Haus.

O sieh, wie klar und sonnig
Der Himmel niederstrahlt!
Wie sich sein Bild so wonnig
Im Flutenspiegel malt!

Granit'ne Felsenwände
Sie deuten ernst hinauf,
Als schrieben Gottes Hände
Die zehn Gebote drauf.

Und aus der Ferne blicken
Die schneebedeckten Höh'n.
Mit ahnungsvollem Winken,
Wie's drüben ist so schön.

Und Sanct Beati Grotte,
Zur Vorzeit führt sie mich,
Wo vor dem Christengotte
Der alte Drache wich.

Beatus, ja glückselig,
Wer hier sich Hütten baut
Und herrlich und unzählig
Die Wunder Gottes schaut!

O sel'ger Sonntagsmorgen!
Obwohl der Kirche fern,
Ist doch mein Herz geborgen
Im Hause meines Herrn.

Adolf Stöber: „Reisebilder aus der Schweiz", 1850.

Der Gießbach.

In mächtigem Schwung,
Mit verwegenem Sprung,
Bergunterstürzend
Und über die Felsen den Weg sich kürzend;
Durch Tannenschatten,
Durchs Grün der Matten,
Schneeweißen Schaum verspritzend,
Im Sonnenlicht blitzend,
Eilt jach
Der gewaltige Bach
Mit Todesmut
Hinab in des Sees Flut.
Du hehres, lebendiges Bild der Helden,
Von denen die Sagen melden:
Wie sie in brausender Schlacht
Sich Bahn gemacht
Inmitten der Feindesscharen
Und Todesgefahren,
Wie sie mit freudigem Mut
Verspritzten ihr Blut,
Das Vaterland zu entketten,
Die Freiheit zu retten!

Adolf Stöber.

Am Rosenlauigletscher.

O wundervolles Eisgebäue,
Durchleuchtet von der Sonne Strahl!
Wie glänzt in reinster Himmelbläue
Das hochgewölbte Domportal!

Die Türmchen blinken so kristallen,
Die Pfeiler stehn smaragdengrün,
Und amethyst'ne Säulenhallen
In zartem Dämmerlichte glühn.

O Sonne, welch' ein Glanzgebilde
Du wunderbar geschaffen hast!
Du zauberst aus dem Eisgefilde
Den allerschönsten Feenpalast.

O Licht der Gnade, Licht von oben,
Durchleuchte so mein Inn'res ganz,
Bis du mein dunkles Herz durchwoben
Mit deinem reinsten Himmelsglanz.

Adolf Stöber.

Herbsttage in den Berner Alpen.

Wenn die Herbsttage kommen, werden die Bergwege unseres Hochgebirges einsam; diejenigen aber, die eine ernsthafte Alpenliebe im Herzen tragen, sagen zu sich selbst um diese Zeit: Jetzt ist meine Stunde gekommen.

So ergriff auch ich den Bergstock zum großen Jubel meines Schnauzerhündchens, das mich auf solchen Ausflügen begleiten darf und vor Freuden außer sich kommt, sobald ich die Lodenjoppe anziehe und den Tornister hervorhole. Ahnungsloses, armes Tierchen! du hättest deine wilden Luftsprünge und dein fast jauchzendes Bellen gespart, hättest du voraussehen können, welche Not dir diesmal bevorstand. Aber auch ich wußte es ja nicht, und so traten wir beide wohlgemut unsere herbstliche Wanderung an.

Schon auf dem Dampfschiffe des Thunersees, den wir am späten Nachmittag befuhren, zeigten sich die Eisgipfel der Hochalpen in einer Klarheit, wie sie in diesem ganzen, doch so wunderbar schönem Sommer niemals gestrahlt hatten. Man mochte glauben, plötzlich mit Adleraugen beschenkt worden zu sein, wenn man imstande war, auf der fernen Schneewand des Mönchs oder des Eigers gleichsam die Furchen zu zählen, in denen die Staublawinen zu Tal fahren.

Interlaken ließ ich links liegen und ging von der obersten Dampfschiffstation des Thunersees gleich geradeaus an jenem Abend noch zu Fuß nach Lauterbrunnen. Rosig erglühte im letzten Abendschein über der schon dunkeln Talschaft die das Land gleichsam absperrende Jungfrau. Dann erbleichte sie plötzlich, und bis Lau-

terbrunnen war mein nächtlicher Weg nur durch zwei Erscheinungen belebt: die in unbeschreiblicher Klarheit funkelnden Sterne hoch oben und hier und da ein Aufleuchten weißen Schaumes in dem wilden Bergwasser, in der Lütschine, deren Rauschen das ganze Tal erfüllte.

Der nächste Morgen brachte mich auf die Höhe der Kleinen Scheideck, an Wengernalp vorüber. Das im Hochsommer oft so beschwerliche Steigen — wie leicht ging es heute bei kühlem, aber ganz hellem Herbstwetter vor sich. Ein Führer fand sich glücklicherweise auf der Scheideck im Wirtshause, und mit ihm schlug ich den längs der Felswand des Eigers sich hinziehenden Weg nach dem Grindelwalder Eismeere ein, „nur rüstigen Fußgängern ratsam", wie in den Reisebüchern zu lesen steht. Nun! rüstig genug fühlte ich mich in dieser herrlichen, die Nerven stählenden Luft, und mit wahrer Lust schritt ich hinter dem Führer über Matten, bergauf, bergab, durch Steingeröll, durch ausgeblühte Alpenrosenfelder und über jene abschüssigen glatten Steinplatten, die einmal in der Breite einer Viertelstunde alle Vegetation unterbrechen. Das ging so mehrere Stunden lang, immer in der Höhe. Und hier war mir die für den Herbst seltene Freude beschieden, eine noch blühende, blaßrote Alpenrose zu pflücken. Erdbeeren aber und Heidelbeeren gab es in Menge.

Nun gelangten wir an das Eismeer, das in der Breite und in der Länge die Ausdehnung ungefähr einer Stunde hat. Aber der Gletscher sah nicht gut aus. Statt uns eine geneigte Fläche zuzukehren, wies er uns zum Willkomm nur einzelne hohe, sägeartig oder turmartig ragende Zacken. Die sonst zwischen diesen Zacken bestehende Verbin-

dung war in dem heißen Sommer stark abgeschmolzen. „Wie kommen wir da hinauf?“ fragte ich. Der Führer schüttelte den Kopf, sagte aber doch: „Es wird schon gehen.“ Und nun wählte er den solidesten der Eistürme aus und begann ihn mit dem Eispickel zu bearbeiten. Als er ein paar Stufen gehauen hatte, kletterte er mittelst derselben höher, hieb weitere Stufen und gelangte durch diese systematisch und mit großem Geschick betriebene Arbeit wirklich auf die Spitze des Eisturmes, von wo aus er mir zurief, daß es nun schon leichter gehen werde, die nächste Spitze und von dort die ebenen Flächen des Gletschers zu erreichen. Ich ließ mir also das Seil zuwerfen, dessen anderes Ende der Führer fest in den Händen hielt, und so kletterte ich ihm nach, innerlich erfreut, daß ich an dieser glatten Wand wenigstens nicht bergab zu gehen brauchte.

J. V. Widmann: „Spaziergänge in den Alpen“. Huber & Co., Frauenfeld, 1914. (gekürzt)

Ferientage an der Handeck.

Am letzten Ferientage unternahm ich noch einen einsamen Ausflug in das oberhalb der schönen Arlenalp bis an die Gletscher sich hinanziehende, steinichte und etwas öde Hochtal, nicht ohne die leise Hoffnung, in dieser auch von den Sennen selten betretenen Wildnis, in der ich bis zum Grat des Arlenhorns emporkletterte, vielleicht Gemsen zu erblicken. Ward diese Erwartung auch nicht erfüllt, so jagte mein Hündchen doch ein Murmeltier auf, das sich schleunigst in seinen Bau flüchtete, von dessen Eingang mein Rattenfänger nur mit Gewalt wegzubringen war, nachdem er wohl zwanzig Minuten lang unter wütendem Gebell sich bemüht hatte, durch Scharren die Öffnung des Baues zu erweitern. Ein Murmeltier muß ja für ihn eine „Überratte" vorstellen, den Inbegriff eines bekämpfenswerten Gegners. Erst als ich ihn an die Leine nahm, konnte ich ihn von dem Bau fortzerren, dessen Eingang übrigens von noch blühenden Alpenrosen dicht überwuchert war.

Ein Schmetterlingsdrama des Handeckfalls möchte ich hier auch nicht unerwähnt lassen. In den Vormittagsstunden von zehn Uhr bis gegen ein Uhr schaffen die Sonnenstrahlen im Wassersturz einen doppelten Regenbogen. Und zwar ist es der aus dem Abgrund aufsteigende Wasserstaub, in dem das wundervolle Phänomen sich zeigt. Da dieser emporwirbelnde Wasserstaub stets in Bewegung ist, bald in steigender, bald in sinkender, steht auch der Regenbogen nicht still, sondern steigt und fällt mit dem aus dem dunkeln Felsenschlund emporgewirbelten Sprühregen. Zwei weiße Schmetterlinge

nun wurden von der großen siebenfarbigen Blume über dem schwarzen Abgrund magisch angezogen. Dieser köstlichen Riesenblume nahekommen, aus ihrem Kelch sich berauschen — das mußte über alle anderen Herrlichkeiten sein, die ihnen der Blumenflor der Alpenwelt bietet. So schwebten sie denn heran und wagten, da die Blume unbegreiflicherweise in die Tiefe zu versinken schien, sich ganz nahe. In diesem Augenblick stieg die bunte Wasserstaubsäule wieder und erfaßte mit dem Sprühgischt die kleinen flatternden Geschöpfe, die nun mit den naßgewordenen Flügeln nicht mehr entfliehen konnten, sondern von dem feuchten Duft, der sie gelockt hatte, in die Tiefe hinabgewirbelt wurden. Das heißt doch gewiß: in Schönheit sterben!

J. V. Widmann: „Du schöne Welt!"
Huber & Co., Frauenfeld, 1919.

Grindelwald im Winter.

Am nächsten Morgen genoß ich einen Anblick, dessen Schönheit selbst mein durch unzählige Wanderfreuden verwöhntes Auge sättigte und beglückte. Der ganze Himmel war klar und von einem tiefen, fast veilchenfarbenen Blau, in welchem die reinen Umrisse der entferntesten Gipfel scharf und leuchtend hervortraten. Von den Wetterhörnern bis zur Schynigen Platte stand Berg an Berg klar und rein in der frischen, kräftigen Schneeluft; zwischen Wetterhorn und Mettenberg stand die Morgensonne, die niederen Schneefelder zur Rechten vergoldend, während die atlasweißen Mulden und Flächen des Männlichen im kühlen Silberglanz lagen. An dem prachtvollen, schwarzen Kegel des Tschuggen glaubte man die Felsritzen zählen zu können. Ich stieg im Dorfe bergauf, den laublosen, schönen Ahornen der Villa Bellary entgegen, denn von dort aus genießt man die morgendliche Bergaussicht schöner als irgend sonst wo.

Bald sah ich denn auch hinter der riesigen Nordwand des Eiger die schlanke, elegante Pyramide des Silberhorns vortreten, die östliche Seite blendend goldig von der Sonne beschienen. Bald darauf sprang der abenteuerliche Tschuggengipfel plötzlich ins Licht, dann folgten die milden, weichen Schneefelder des Männlichen. Diamantlichter blitzten da und dort mit jähem Glanz auf, blasse bläuliche Schatten liefen wie lebendige Adern über den Schnee. Das war der Hochgebirgswinter — Schnee, Felsen, Tannen und Hütten von einem strahlend schönen Himmel überblaut und von inten=

sivem Licht überflutet. Das Licht feierte prahlende Feste auf dem reinen, fleckenlosen, seidig weichen Schnee, es glitt mit flüchtigen Blitzen über geründete Anhöhen, lief mit blankem Lachen über breite Flächen hinweg, schmiegte sich mild in weiche Mulden, drang scheu und spielend in die Tannenhaine und zeichnete lange Reihen von schlanken spitzen Wipfeln als graublaue Schatten auf den weißen Grund. Das ganze Bild war von einem zarten Anhauch reiner Frische überflogen, der mir in die Seele hinein wohltat. Wer hat in der Stadt oder überhaupt im Tieflande eine Ahnung von diesen weltfernen Winterschönheiten?

Hermann Hesse: „Grindelwald". Aus „März": 2. Jahrg. 2. Dezemberheft 1908. (gekürzt)

Die Jungfrau.

Hoch über dunkler Nacht im violetten Tal,
Gleich wie ein Silbertraum aus reinen Himmelsweiten,
Schwebt sie, ein Ziel sehnsücht'ger Erdenqual,
In glänzendem Entfalten und Verbreiten
Sanft durch den kühlen Sternensaal,
Den Frieden zu bereiten ...

Noch hält dem Licht sie ihre Felsenarme hin,
Trinkt seine letzte Flut in ihre schneeigen Flanken
— Als schimmernd hehre Ätherkönigin
Fremd kleinem Weh und bitteren Gedanken —
Erhabener, stolzer Daseinssinn
Allen am Leben Kranken ...

Von ihres Diadems entrückender Einsamkeit,
Von ihres Busens silberglänzenden Gestaden
Rinnt still herab ihr Gletscher-Seidenkleid
Ein milder Sang von Kraft und hohen Gnaden:
„Kommt zu mir alle, die ihr seid
Mühselig und beladen!" ...

Konrad Falke: „Im Banne der Jungfrau", Zürich 1909.
(Titelgedicht)

Die Jungfrau.

Und wie sie also ging, grün überlaubt,
Umrauscht von hundertjähr'gen Nußbaumkronen,
Umschwirrt von fremden Gästen aller Zonen,
Sah sie auf einmal, wendend jetzt ihr Haupt,
Des Hochgebirgs Eisjungfrau drüben thronen:
Dort hinter dunkelwald'gen Höhenzügen
Gigantisch ragt hervor der Silberfirn,
Als wollt' er seine leuchtend weiße Stirn
Ans blaue Firmament des Äthers schmiegen.

Denn kaum, daß jetzt auf schmalen Weidewegen
Die nächste Hügelwölbung überstiegen war,
So strahlte nun im Silber-Prachttalar
Den Wandrern glänzend das Gebirg entgegen —
Die leuchtenden, die eisgekrönten Schweiger,
Die ew'ge Trias: Jungfrau, Mönch und Eiger.
Welch mächt'ger Aufbau! Fels auf Fels gestaut!
Und Turm auf Turm und Riesenfluh auf Fluh!
Und auf den Flühen Gletscher aufgebaut,
Starr, gleich wie Flüsse in der Winterruh, —
Also, vom klaren Luftmeer rings umblaut,
Kühnheit und Schönheit steigen sonnenzu,
Indes die weißen Gipfel ohne Grauen
Tief in des Firmamentes Abgrund schauen.

Emil Hügli: „Die Jungfrau", Schkeuditz 1909.
Aus „Intermezzo in Lauterbrunnen"
und „Auf der Wengernalp".

Die Jungfraubahn.

„Die Jungfrau" heißt das Zauberwort, das hier erklingt,
„Die Jungfrau" heißt der Glanz, der alle Blicke zwingt,
„Die Jungfrau", „Jungfrau" immerfort und überall
Das ist das Hohelied, wie auch sein Echoschall!
Und ob ihr Name auch nicht ausgesprochen wird,
Er ist es doch, der hier die Lüfte stets durchschwirrt;
Ob sie genannt wird oder nicht genannt,
Ihr Bild hält jedes Wesen festgebannt
Und übt also, vom Ruhm vertausendfacht,
Der stillen, großen Schönheit ew'ge Macht.

Und sieh! Den Ruhm, der diesem Götterwerk gebührt,
Den teilt das Menschenwerk, das dessen Namen führt:
Der kühne Pfad, gesprengt durch Fels und Eis,
Der Steilweg, wo auf schmalem Stahlgeleis
Die blitzgepeitschten Wagen bergwärts gleiten,
Empor bis zu der Schneewelt weißen Herrlichkeiten;
Empor, empor den mühsam ausgehöhlten Pfad,
Bis zu des höchsten Gipfels ewig eis'gem Grat.
Von Menschenmut zeugt manch ein Denkmal märchen-
haft,
Allein nur unerschrockne Promethidenkraft,
Des Menschen Promethidentrotz nur durft' es wagen,
Durch ehernen Granit sich Pfad zu schlagen,
Sich kühn und furchtlos seinen Strang zu schmieden,
Bis zu des weißen Todes stillem, großem Frieden.

Emil Hügli: „Die Jungfrau". Aus „Die Jungfraubahn".

Krönung.

Schon stirbt der Sterne
Lebendig Gefunkel.
In tagender Ferne
Löst sich das Dunkel
In grün und gelb, und sacht
In reinen Smaragd.
Nur unten die Hügel
Deckt noch der Flügel
Ruhender Nacht.
Der Himmel schweigt;
Sie hebt sich und steigt
Erglühend empor,
Und wie sie sich neigt
In schwebender Schöne
Zu der Erdensöhne
Anbetendem Chor,
Winkt einen jeden
Sie stumm an den Thron
Und wirkt ihm aus Fäden
Von goldlauterm Zwirn
Eine Königskron
Um die Felsenstirn.

Eugen Hasler: „Hochland", Leipzig 1920.

Mein stiller Berg.

Mein stiller Berg, ich frag mich manchen Tag,
Was mich so sehr an dir ergreifen mag.

Vielleicht weil du es so ergeben tust,
So voll Vertrauen an der Erde ruhst.

Weil du dich hebst so feierlich und weich,
Und sicher doch, und immer wieder gleich?

Heut früh, als dich der erste Strahl gestreift,
Ergriff es mich und ist es mir gereift,

Als hebe wer sich dort in dunkelm Kleide
Ins Licht gewaltig auf nach schwerem Leide.

Eugen Hasler: „Hochland", Leipzig 1920.

Der Bergsee.

Ein Zyklope baut
Über Wolkenquadern jähe Mauern,
Dran das tiefe Blau sich staut.
Zwischen Felsgebälk und Schründen
Steigen schräge Wände ab und ründen
Eine Schale dem tiefgrünen See.
Lächelnd fühlt er Sonnenküsse brennen,
Spiegelt keusch den blendend weißen Schnee,
Kraust die Stirn vor Wandernebelschauern
Und entschläft in Sternnachteinsamkeiten.
Träumend hört er durch die Felsenbreiten,
Über Runsen, über Felsenbänder
Aufgescheuchte Wetterhengste rennen;
Stürme schütteln triefende Gewänder,
Trüb um schaumig steile Pfade
Gurgelt's, sprudelt's, strudelt's zum Gestade.
Doch es ruht, geklärt gereinigt,
Mit der klaren Flut vereinigt.
Von dem steingesäumten Strande
Kommen die kristallnen Stränge,
Über blockbesäte Hänge
Rauschend, fort und fort geronnen,
Tränken Fluren tief im Lande,
Kühlen Hauche, nähren Bronnen!

Adolf Frey: „Festkantate zur Universitätsweihe".
Druck u. Verlag: Art. Institut Orell Füßli, Zürich 1914.

Benutzte Literatur und Bücher zum Gegenstand.

J. BAECHTOLD: Geschichte der Deutschen Literatur in der Schweiz, Frauenfeld 1892.

JENNY u. ROSSEL: Geschichte der schweizerischen Literatur, 2 Bde., Bern 1910.

E. JENNY: Die Alpendichtung der deutschen Schweiz, Bern 1905.

H. HARTMANN: Berner Oberland (Das große Landbuch), Bümpliz 1913.

A. WILLI: Flora Alpina, Meiringen 1885.

E. FRIEDLI: Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums, II. Grindelwald. Bern 1908.

H. DÜBI: Der Alpensinn in der Literatur und Kunst der Berner 1537—1839, Bern 1901.

H. DÜBI: J. S. Wyttenbach und seine Freunde, Bern 1910.

R. ISCHER: J. R. Wyß, der Jüngere, Bern 1911.

A. LUDIN: Der Schweizerische Almanach „Alpenrosen" 1780—1830, Diss. Zürich 1902.

J. J. HILTY: Der Schweizerische Almanach „Alpenrosen" 1831—54, Diss. Zürich 1914.

BELLEX ET GUILLON: Les Alpes Suisses dans la litérature et dans l'art, Montreux 1913.

O. ZÜRCHER: Jens Baggesens Parthenais, Leipzig 1912.

A. SPECKER: Studien zur Alpenerzählung der deutschen Schweiz, Diss. Zürich 1920.

W. BODE: Die Schweiz, wie Goethe sie sah, Leipzig 1922.

W. BODE: Goethes Schweizerreisen, Leipzig 1922.

H. WAHL: Goethes Schweizerreisen, Gotha 1922.

E. ZIEHEN: Die deutsche Schweizerbegeisterung in den Jahren 1750—1815, Frankfurt a/M. 1922.

Inhaltsverzeichnis.

Die Schweiz

im deutschen

Geistesleben

